Neue Biographien der Selbstmörder

von

Albrecht.

Vierter Band.

Frankfurt und Leipzig
1801.

Inhalt.

Seite

1) Franziska, Kindes- und Selbstmörderin. Bestraft durch ihre That, und Reue. 1

2) Brunilde a Vineis, Selbstmörderin aus Verzweiflung. 26

3) Ein Selbstmörder, weil er nicht rechnen konnte. 53

4) William und Walli. Die See nahm die unglücklich Liebenden auf. 63

5) Chiuli, Vater- und Selbstmörder durch seinen Vater. 107

Seite

6) Franz, Selbstmörder aus Gewissensangst. 120

7) Einsmann, Selbstmörder aus Furcht einer unerträglichen Arbeit. 131

8) Feitner, Hausdieb und Selbstmörder. 145

Franziska,

Kindes- und Selbstmörderin.

(Bestraft durch ihre That, und ihre Reue.)

Franziska war eine Dame aus der grossen Welt. Angebetet vom ganzen Geschlechte der Männer, reich durch ihre Eltern, schön durch die verschwenderische Freigebigkeit der für sie nicht stiefmütterlichen Natur, reizend durch Geistesgaben, welche die Erziehung entwikelt hatte, und ihre angemessene Eitelkeit schimmern zu lassen wußte, fand sie bald einen Gatten, der ihrer würdig war, und den sie auch liebte.

Ihre Eltern hatten sie für die grosse Welt, aber nicht in der grossen Welt erzogen, eine Sache, die für sie vortheilhaft und nachtheilig genannt werden kann. Das erste deswegen, weil sie so manchen frechgelernten Fehlern entgieng, welche andere ihres Gleichen im Ton dieser grossen Welt angenommen hatten; das andre deswegen, weil sie zu viel Freiheit auf einmal bekam, und nun destoweniger sich für Gefahren zu hüten wußte.

Ihr Gatte war ein würdiger, und liebenswürdiger Mann. Hätte er länger gelebt, so wäre sie eine glükliche Person geworden. Er starb aber wenig Jahre nach ihrer Verheirathung, machte sie zu einer vermögenden Wittwe, und überließ andern den Plaz, um den man ihn so sehr beneidet hatte.

Franziska war nun vollends aus dem einzigen Zwange erlößt, der bisher sie noch gedrükt hatte, zwar nicht fühlbar gedrükt hatte, sondern dem sie sich gerne unterworfen. Allein, da die erste Zeit ihrer Trauer vorüber war, sahe sie sich doch in einer Uneingeschränktheit, von welcher sie vorher niemals Begriffe gehabt hatte. Völlig Meisterinn ihrer selbst überließ sie sich den Freuden der grossen Welt mit entzükender Wollust, und im ausschweifenden Maße. Das gehörte freilich dazu, um sie die Grundsäze vergessen zu lehren, in denen man sie erzogen.

Ein Schwarm von Anbetern versammelte sich um Franzisken her, deren jeder vor den andern etwas über sie zu gewinnen suchte. Franziska kannte die Gefahren der Liebe und Verführung noch nicht. Ihren Gatten hatte sie geliebt, sehr geliebt, thörichte Leidenschaft aber war unter beiden nie in Anschlag gekommen; denn für einander bestimmt brauchten sie keine Mittel einander für sich einzunehmen, keine Schleichwege sich einander gefällig zu machen.

Unter Franziskens jezigen Liebhabern befand sich Edmund, ein armer junger Edelmann, den weder Reichthum noch Ahnen zu ihrem Rang erhoben, und an den ernstlich zu denken, sie nach der allgemeinen Denkungsart sich auch nicht erkühnte.

Allein, Edmund war das Wunder unter den jungen Männern, die Beschäftigung verschiedener Damen von Stand und Welt; auf ihn fielen alle rasche Blike, alle Pfeile weiblicher Kupidos. Junge eroberungssüchtige Mädchen, junge freidenkende Weiber, ausgemachte Koketten, alles wollte den liebenswürdigen Edmund zum Anbeter haben, und Edmund, ein zweiter Lovelace genoß auf Kosten des Geschlechts, wo er nur geniessen konnte.

Wahr, daß er Eigenschaften hatte, die ihn vor allen übrigen seines Alters auszeichneten, daß er der schönste Mann in der Stadt war, die groß und nicht wenig Männer in sich faßte; wahr, daß er einen Geist hatte, der allenthalben hervorleuchtete; daß er in Wiz unerschöpflich war, daß seine Lebensart ihn in jeder Gesellschaft angenehm machte; wahr aber auch, daß er das alles blos zu seinem Selbstvortheile benuzte, daß er nie um andrer, sondern immer um seinetwillen that was er that, und handelte wie er handelte.

Franziska fand Edmund denn auch liebenswürdig, und wie hätte Edmund Franzisken nicht liebenswürdig finden sollen, da sie eine der ersten

glänzenden ihres Geschlechts und Standes war; da sie gerade alles besaß, woran es ihm fehlte; da sie zuvorkommende Blike auf ihn warf; da ihre Eroberung den Neid von hunderten auf ihn zog. Eitelkeit und Muth gehören zusammen, wenn man sich Nebenbuhlern furchtbar machen will, und beide Eigenschaften besaß Edmund.

Aber Edmund wollte auch nicht für eine leicht zu erobernde Waare passiren, und das war ein Grund, warum er anfangs spröde gegen Franzisken that.

Bald kam hierzu noch ein anderer. Ein Freund von ihm sezte ihm die Idee in den Kopf, daß er vielleicht ernstliche Absichten auf Franzisken ausführen könnte, daß kein grösseres Glük für ihn wieder sich zeigen würde, und daß er dieses nicht mit Füßen von sich stossen müßte.

Edmund, sowohl als sein Freund, waren beide klug genug um einzusehen, daß dies auf einem ordentlichen Wege schwerlich angehen würde, daß dazu ein ausserordentlicher erforderlich sei. Edmund konnte ein Halbgott seyn, welches er doch noch nicht war, und er hatte nicht sechszehn Ahnen, und nicht ein Vermögen, was wenigstens Franziskens ihrem glieche, so konnte er nach dem natürlichen Laufe der Dinge nicht ihr Gemahl werden. Leidenschaft bis zur Raserei war das einzige was zu diesem Schritte sie hätte verleiten können. Sie

zu erregen, mußte also noch mehr Sprödigkeit angewandt werden.

Wenn man hätte sagen sollen, daß an dem Orte, wo Franziska lebte, sie die einzige blendende Schönheit gewesen, oder auch, daß keine gewesen wäre, die schöner als sie war, so müßte man das lügen. Aber zu ihrem Unglük waren die wenigen Damen, die noch schöner waren, gerade im Besiz eines ausgezeichneten Stolzes, oder einer strengen Tugend. Die leztern hielt daher ihre Denkungsart ab, etwas in Ansehung des Ritter Edmund vorzunehmen, und den ersten war der Ahnengeruch in einem so hohen Grade verliehen, daß sie auf zwanzig Schritte das Alterthum eines jeden Kavaliers zu distinguiren im Stande waren, und näherte sich ihnen ein Unstiftsmäßiger auf drei Schritte, so waren sie der Ohnmacht bereits nahe.

Nun war also Franziska in ihrem Sinn die erste Nummer, und Edmund sezte sie zurük. Anfangs fürchtete sie, es sei Blödigkeit. Eine kleine Aufmunterung konnte nicht schaden. Sie gab sie in reichlicher Dosi — und wurde von der Seite angesehen, und einer andern minder schönen, minder reichen, minder geachteten gab man verschwendete Schmeicheleien anzuhören; bemühete sich um sie, als wäre sie eine Göttin; ließ den Wink von ihr für Befehl seyn.

Ausser sich kam Franziska zu Hause an. Sie warf sich im Sessel und weinte. Sie, die während

ihres Mannes Leben diesen nämlichen Edmund nie angesehen, die nie den Gedanken auch nur sich träumen lassen, seinetwegen könne sie einen Augenblik unruhig seyn; sie hatte eine der schwärzesten Nächte ihres Lebens um des Mannes willen. Sie gieng so weit, daß sie sich die Haare ausraufte, und seinen Namen halb wütend ausstieß.

Daß die Herren nicht vergessen hatten, sich einen Vertrauten in ihrem Hause zu verschaffen, war sehr natürlich. Edmunds Freund stand schon lange mit dem Kammermädchen gut, und er erneuerte izt eine feste Verknüpfung, die er aus Ueberdruß eine Zeitlang abgebrochen hatte.

Man erfuhr also den genauen Unsinn der Dame, sah daraus, wie weit es mit ihr gehe, und daß es nicht aufs Aeusserste zu treiben sei. Man war gleich den andern Tag gefälliger, wenigstens nicht unhöflich; man sagte sogar schon etwas über Reiz, Schönheit und Gewalt. Die Dame wurde beruhigt. Sie hatte in einer entzükendheitern Laune ihre Wohnung erreicht. Sie hatte Geschenke um sich her gestreut.

O Franziska! Das hätte der Tag deiner Trauer seyn sollen. Es war der Tag des Ruins deiner Glükseligkeit. Es war des Todes Tag deiner Reinheit.

Franziska sprach izt nur von ihrem lieben Edmund, träumte nur von ihrem lieben Edmund, war ganz in ihm hingegossen. Aber sie war weit

entfernt, das als ernstliche Parthie zu betrachten, noch viel weiter entfernt seine Buhlerinn werden zu wollen. So weit war sie seit dem Tode ihres Mannes noch nicht initiiret worden. Sie wollte blos platonische Liebe, blos Anbetung, blos den Neid der andern Damen sehen; sie wollte auch lieben, aber da war weder Vorsaz zu physischen Zusammenkünften, noch zur Heirath; kurz, Franziska war leichtsinnig, noch weiter nichts.

Die beiden Freunde giengen auf desto sicherern Wegen. Nachdem man noch einigemal Versuche angestellt hatte, um ihre Launen zu untersuchen, nachdem man bei der geringsten Wendung gegen eine andre gleich Spuren von Raserei, ja fast Wahnsinn gesehen, so schloß man, die Liebe wäre inkurabel, und Edmund bekam von seinem Freunde schon die lebhaftesten Glükwünsche wegen seiner vorzüglichen Parthie.

Andre Kleinigkeiten bestärkten beide noch mehr in den so weit entfernten Ernst Franziskens. Sie schikte ihrem Geliebten prächtige Geschenke; auf die feinste Art von der Welt ließ sie es ihm an nichts mangeln, und nach einigem Deliberiren stimmten beide für die Ueberzeugung; sie wollte ihn heirathen. Vorher hatte der Freund Edmunds noch gezweifelt, ob das vielleicht auf Buhlerei und Temperament hinausgienge; nachdem ihm aber Edmund das ganz unphysische Verhalten Franziskens aus einander gesezt, so wurde der Zweifel

verworfen, dabei aber Edmunden eingeschärft: sich ja nicht etwa zu vergessen, wenn auch von Seiten Franziskens das Temperament einmal die Oberhand gewinnen, und er glüklich genug seyn könnte, sie ganz zu geniessen.

Du glaubst nicht, sprach er, wie leicht der Fall — der bei uns Männern so häufig ist, daß nach dem Genuß die Lust zur Ehe sich verliert, — die Damen vom Stande auch anwandeln kann, sobald sie vermögend sind, und sich als die Parthie ansehen. Sie glauben dann gesiegt zu haben, und da sie es doch nicht läugnen können, daß sie in Ansehung der Ehe sich ein kleines Prärogativ vergeben, so wollen sie lieber nichts von der Ehe wissen, als im Ehestande sich dieses zum Vorwurf machen lassen, der hernach Schaden und Demüthigung auf sie bringen könnte.

Edmund hörte alle diese Lehren in der festen Willensmeinung an, sich von ihnen nie zu trennen; allein, da er bekannter mit Franzisken wurde, so wurden auch diese weisen Vorsäze aus der Acht gelassen. Als sie sich täglich sahen, als Franziska anfieng Geschmak an der Einsamkeit mit Edmund zu finden, da sie vorher nur in Zirkeln seine Huldigung verlangt hatte; da verlor sich jeder Zwang unter ihnen, da sagten Blike und Mienen viel mehr, als sie sagen sollten; da lebte physisches Bedürfniß auf, Franziska vergaß ihre Grundsäze, Edmund die Lehren seines Freundes.

Auch war die Liebe in romantischen Zügen so unter ihnen herangewachsen, daß sie sich von einander unzertrennlich glaubten, wenn schon noch kein Wort von Ehe unter ihnen gewechselt worden war. Ob die Dame, wenn sie sich nicht vergessen, zur Ehe sich entschlossen haben würde, läßt sich nicht bestimmen; wenigstens glauben läßt es sich, nach den Ideen und Folgen zu urtheilen, schwer.

Genug physisch lebten sie als Eheleute wie im Himmel, wie im Paradiese.

Franziska war zu tief im Genuß versunken, als daß die gestorbene Tugend sich hätte aufregen sollen. Edmund fühlte ebenfalls das Köstliche seiner Lage zu stark, als daß er sich ihm entziehen, oder seinem Freunde ein Bekenntniß hätte machen sollen, worüber ihm bittre Vorwürfe bevorstanden. Vielmehr verhehlte er ihm alles, und suchte sich von ihm zurükzuziehen.

In dem Zeitpunkte dieses Wohllebens erschien ein Graf, ein Adonis unter den Männern, der Ansprüche darauf machen konnte, mit Edmund zu wetteifern; ein Mann, dessen Rang und Vermögen ihn zu den ersten Parthien des Landes berechtigte.

Er war in der Absicht gekommen, eine zu suchen, und war von Franzisken prävenirt. Seine Schwester, eine jener Tugendhaften, deren wir oben erwähnt haben, war Franzisken so gut, daß sie dieselbe aus dem Labyrinth voll üblen Rufs, in

welches sie sich verwirrrt sah, befreit wünschte, und sie wollte sie ihrem Bruder zufreien.

Daß die Bekanntschaft mit Edmund so weit gegangen, wußte und glaubte sie nicht. Der Graf sah Franzisken, und sie gefiel ihm ausserordentlich. Er sprach mit ihr und war entzükt.

Das einzige Mittel, sie seiner werth zu machen, war, schnell mit Edmund abzubrechen, und die Schwester übernahm es, dies zu bewerkstelligen. Sie gieng zu Franzisken, und theilte ihr es mit: daß ihr Bruder in sie verliebt sei; daß seine Absichten ernstlich wären; daß er bloß Anstoß an den Umgang mit Edmund nähme, um sich anzutragen; denn einer abschlägigen Antwort dürfte er sich nicht wohl aussezen.

Franziskens ganzer Stolz erwachte. Die Parthie war äusserst eklatant. Sie fiel der Freundinn um den Hals. Ihr Bruder hat mir gefallen, sehr gefallen; sagte sie, ich bin meinem Glük das Opfer von Edmund schuldig. Er soll ihnen nicht die geringste Gelegenheit mehr geben zu murren. Des Grafen Schwester war recht herzlich froh, und glaubte, das beste Werk gestiftet zu haben.

Wie sie fort war, fiel Franzisken ein gewaltiger Schleier von den Augen herab. Izt sah sie ihre Aufführung im wahrem Lichte. Sie kam sich erniedrigt vor; sie hätte mögen weinen, daß sie sich so weit bringen lassen, oder vielmehr selbst gebracht habe. Ihre Neigung zu Edmund wan-

delte sich plözlich in Haß. Sie hatte ihm freilich große Opfer gebracht, und seine Aufmerksamkeit war auch theuer genug von ihr bezahlt worden. Sie glaubte wenig Umstände nöthig zu haben, und Ursachen zum Bruch waren genug da.

Zu eben der Zeit, als des Grafen Schwester bei Franzisken sich befand, war Edmunds Freund zu diesem gegangen. Er war in der Gesellschaft gewesen, wo Franziska den Grafen gesprochen, und wo man mit viel Sorgfalt Edmunds Gegenwart vermieden hatte. Er hatte die Unterhaltung beider beobachtet, und den Grafen durchgesehen.

Du hast mir mit Kälte begegnet, Edmund, sagte er. Ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Ich will dich warnen. Du hast an dem Grafen einen gefährlichen Nebenbuhler.

„Das ist lächerlich, Freund. Ich bin Franziskens Liebe ganz gewiß. Ganz gewiß!“

Das läßt mich fürchten, daß du meine Warnung in den Wind geschlagen.

„Ich will dirs nicht länger verhehlen. Ja, wir haben das Band so enge geknüpft, als es zu knüpfen war. Du mußt mich für mehr als einen Menschen gehalten haben, wenn du glaubtest, ich hätte das aushalten können.“

Gute Nacht denn, Parthie! Ich habe dir nichts weiter zu sagen.

Edmunds Freund nahm seinen Hut und Stok, und wollte gehen. — „Bleib noch ein wenig, sprach

Edmund. Ich bitte dich um Verzeihung, nicht, daß ich mich mit dem reizenden Geschöpf vergieng, das hättest du selbst nicht unterlassen, aber, daß ich dirs verhehlte. Glaub mir aber, sie liebt mich sehr. Und ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht schwanger seyn sollte."

Der Freund legte bei diesen Worten Hut und Stok weg. — Das ist etwas, sagte er, da wäre vielleicht zu helfen. Er sezte nun Edmunden zu, sich Gewißheit davon zu verschaffen, und besonders das Geständniß aus ihrem eignen Munde zu erhalten. Das versprach ihm Edmund, und nun schied er von ihm, nachdem er ihm vorher verschiedene Spezialia von der gestrigen Unterhaltung Franziskens und des Grafen gesagt hatte.

Edmund wurde es doch warm als er weg war. Sollte mir das Glük entgehen? sagte er bei sich. Ein reicher Graf ist freilich ein ganz anders Wesen als du, und Weiber sind wankelmüthig. Auch hat sie dir noch nicht ein Wörtchen von Heirathen gesagt! —

Er kleidete sich an, um zu ihr zu gehen, und geradezu ihr Heirathsversprechen zu verlangen. Aber er brachte seine Sache gar nicht vor. Man empfieng ihn kalt und zurükhaltend. Bei Gott, rief er aus, mein Freund hat recht, was soll das?

Sezen sie sich, sagte Franziska mit ziemlich kaltem Blute, und hören sie mich an. Sie wieder=

holte ihre Bitte, als er anstand, und er gehorchte. Sie sprach folgendes:

Sie waren mein Verführer, Edmund. Zwar mehr durch meine Schuld, als durch die ihrige. Ich will diese Last gern tragen. Ich war unschuldig, ehe ich sie kennen lernte. Ich kann den fernerhin nicht lieben, der mir diese Unschuld geraubt hat. Ich muß auf eine ernstliche Verbindung denken. Wir können nie ein Paar werden, das wissen sie.

„Weiß ich? Was weiß ich? Was? Franziska, ich nicht ihre Hand?"

Und sie können das fragen? sagte Franziska mit einer Miene, die ihn ganz die Höhe fühlen ließ, auf welcher sie über ihn zu stehen glaubte. Nein, nun kann ich ihnen gar nichts mehr sagen, als wir sehen uns nie wieder. — Sie stand bei diesen Worten auf, ließ ihn allein, und verließ das Zimmer.

Edmund stand wie versteinert. Nein, rief er nach einer Pause aus, das ist zu viel. So schändlich betrogen war wohl noch niemand. Das kann bloß Verachtung strafen. Also hab ich um Sold dir gedient. Und ich vermag nicht den Sold zurükzugeben. Das ist erniedrigend. O Edmund! wie bist du aus deinem Paradiese in einen Morast herabgestürzt!

Er floh zu seinem Freunde. — Nicht wahr, rief ihm dieser entgegen, alles ist schon vorbei? —

Alles, sagte er, aber der Graf soll mirs büssen. Das redete ihm sein Freund aus. Er bewieß ihm: die Sache, möchte gut oder schlimm für ihn ausfallen, so sei er immer der betrogne Theil, und trage den Schaden. Du mußt den ganzen Handel als einen Uebergang betrachten, sagte er. Genug, du hast nichts dabei verloren, sondern gewonnen. — Edmund, der in seinem Herzen groß dachte, fühlte die Schwäche seiner Vermögensumstände zu deutlich, schwieg, und verließ den Ort, um einen andern aufzusuchen, wo er unbekannt war. Selbst die Sache mit der Schwangerschaft glaubte er, so wie sein Freund, müsse bloß Träumerei seyn, weil sonst Franziska vorsichtiger handeln würde.

Diese aber war nur mehr als zu wahr, wenn schon Franziska selbst es noch nicht wußte.

Sie hatte kaum den Schritt mit Edmund gethan, als der Graf sich ihr schon erklärte, und ihr Jawort sogleich erhielt. Der Himmel hieng voll Geigen. Schwester, Bruder, und Geliebte waren in Entzüken, als die leztere plözlich die schrekliche Entdekung machte.

Bestürzter kann man sich nichts denken. Und wenn sie auch wirklich die Heirath wider den Wohlstand hätte beschleunigen, und wenn sie auch wirklich ihren Geliebten hätte ins Garn zu ziehen suchen wollen, so war der Ausgang immer noch sehr zweifelhaft, da sie den Umgang schon drei Monate

mit Edmund geführt hatte. Ihre Seele unterlag dem Schreklichen, was ihr bevorstand.

Zu der Zeit lebte in jener Stadt eine Person, die ein schändliches Handwerk führte; eine Person, die als eine Pest des Menschengeschlechts hätte betrachtet, und von der Erde vertilget werden sollen. Sie half den Weibern, die in solchen Nöthen sich befanden, auf eine heimliche und widernatürliche Art der Bürde los zu werden, die Gott und Natur ihnen zu tragen, befohlen.

Franziska halb in Verzweiflung über ihre schrekliche Lage, wandte sich an diese. Elender hätte sie nicht wählen können. Es war eine Person von der niedrigsten Denkungsart, ohne das mindeste Gefühl von Ehre und Schande. Sie lebte in einer Spähre die ihr, so schlecht auch ihre Herkunft war, nicht das Recht, wohl aber die Freiheit gab, große Häuser zu besuchen, und die Künste, die sie verstand, machten sie bei den Damen beliebt, die an Ausschweifungen Geschmak fanden, und die Früchte dieser Ausschweifungen gern vor den Augen der Welt zu verbergen trachteten; als ob es nicht, wenn es ja einmal so seyn sollte, hundert ehrlichere Mittel gegeben hätte, dieß zu bewerkstelligen; Mittel, die wenigstens die Geschöpfe nicht tödteten, deren Leben so theuer wie ihr eignes war, und nachher ewig auf ihrer Seele brennen mußte.

Dieses unmenschliche Ungeheuer machte bei der Zusammenkunft mit Franzisken einen Scherz aus

der Sache, und sie kam Franzisken in dem Augenblike selbst so verabscheuungswürdig vor, daß, wenn sie nur eine bessere Rathgeberinn gehabt hätte, sie gewiß gleich von einem Vorhaben abgelassen haben würde, das ihr als ein schändliches, widerrechtliches, ja teuflisches Werk erschien.

Allein, was thut das Gefühl einer falschen Schande nicht! Franziska konnte den Gedanken nicht ertragen, daß sie sich vor der Welt preis geben sollte; sie konnte das Opfer nicht bringen, eine Parthie aufzugeben, die mit so wesentlichen Vortheilen für sie verknüpft war, die allein ihre Ehre vor der Welt herstellen konnte, und sie in eine der brillantesten Lagen für ihr ganzes künftiges Leben versezte.

Sie unterdrükte das Gefühl des Unrechts, welches sie wirklich fühlte. Sie überließ sich einem Weibe, die jedem Anspruche auf Menschheit entsagt hatte. Sie nahm die Arzneien die sie ihr gab, und verdrängte jeden aufkeimenden Gedanken von Pflicht und Mutterliebe.

Allein, bei Franzisken wollten die Mittel jener Furie nicht so anschlagen, wie sie bei andern Weibern angeschlagen hatten. Sie mußte entweder härterer Natur seyn, oder da sie der Ausschweifungen nicht so sehr gewohnt war, waren ihre Nerven noch nicht erschlaft genug, um sogleich nachzugeben. Die Dosis der Medikamenten mußten also verdoppelt werden, und Franziska litt da=

durch ausserordentlich. Man mußte zu den heftigsten Mitteln seine Zuflucht nehmen, und ihre Gesundheit ward ganz über den Haufen gestürzt.

Ihr Entzwek war indessen erreicht, und die teuflische Freude der Mitgenossinn dieses Lasters theilte sich auch Franzisken mit. Unter allen Leiden und Schmerzen frohlokte sie, daß sie nun von neuem leben, ganz nach ihrer Neigung leben würde.

Arme Franziska, wie irrtest du dich! Ihre Gesundheit schien nie wiederkehren zu wollen.

Indessen gaben die zu Rathe gezogenen Aerzte, welche die vorhergegangenen Umstände nicht wissen konnten, und vielleicht nicht errathen wollten, ihre Meinung dahin: daß die Heirath der Dame ihre Gesundheit vollends wiederherstellen würde, und der liebenswürdige Graf, der, je mehr er mit Franzisken umgieng, desto heftiger für sie eingenommen wurde, ließ sich es gefallen eine kranke Frau zu heirathen. Um Franzisken ihr ganzes Unglük desto fühlbarer zu machen, besserte es sich etwas mit ihr, so, daß sie die Tage, die den Hochzeitfesten bestimmt waren, ziemlich heiter zubrachte.

Aber gleich nach diesen verschlimmerte sich ihr Uebel. Und nun erst sah sie ein, wie unvorsichtig sie ihr Glük verscherzt hatte, das ihr izt alles übertraf. Der Graf liebte sie so zärtlich, war so eingenommen von ihren Vorzügen, daß er sie auf den Hän-

den trug; daß er laut über sein einziges Unglük murrte, weil er in ihrem Besize nicht ganz glüklich würde; daß er die Aerzte aller Welttheile befragen ließ, um seine Franziska geheilt zu sehen.

Wie herzlich und innig bereuete sie izt zu spät was sie gethan. Sie gieng über ihren Abweg von der Tugend gern hinweg, er war ein kleines Verbrechen gern das zweite. Wie viel Mittel fielen ihr ein, die sie bei dem blinden Zutrauen des Grafen und seiner Schwester hätte anwenden, und dabei ihres Kindes Lebens schonen können.

Alle diese Erinnerungen machten sie zu einem höchst unglüklichen Weibe. Der nagende Wurm ihres Gewissens ließ nicht ab sie zu foltern. Ihr gemordetes Kind stand oft im Schlafe vor ihr. Sie weinte bittre Thränen, und wenn ihr Gatte sie dadurch erwekte, daß er sie wegküßte, so stand sie im noch weit schlimmern Lichte da.

Allein, ihr Gemüthszustand hatte sie doch äusserst sanft gemacht. Sie wußte, sie sei schuld daran, daß ihr Gatte bittre, leidenvolle Tage bei ihr zubringen mußte, und sie wollte durch üble Laune sie ihm nicht verschlimmern. Sie trug sanft ihre Leiden, und tröstete ihn mehr als er sie darüber zu trösten fähig war.

Oft hatte der Graf Unterhaltungen mit seiner Schwester, die seine Gattinn betrafen, und immer floß er in erneuerten Lobeserhebungen über: immer äusserte er den Wunsch, daß er allem zeitlichen,

wohl gar ewigen Glük entsagen wollte, wenn nur sie wieder hergestellt werden könnte.

Das alles erfuhr sie durch die Schwester wieder, und je mehr sie davon hörte, desto peinlicher mußte sie es foltern. Sie sah vorher, daß sie nie wieder-hergestellt werden könnte, und dennoch ließ sie sich alles gefallen, was man martervolles vorschlug, um sie zu heilen. Sie that die peinlichsten Reisen in verschiedene Bäder. Aber alles war vergebens.

Nach und nach lenkte sich ihre Krankheit in eine Verzehrung, und so schwand jede Hoffnung vor ihren Augen. Ihr Gemahl sah nun selbst, er würde, er müßte sie verlieren, allein er wagte es nicht dem Gedanken nachzuhängen.

„Wenn sie nicht mehr seyn wird, sagte er, dann ist es Zeit zu trauern, und sich zu härmen. Ich will ihren fliehenden Geist noch geniessen. Ich will die wenigen Tage, die sie noch zu leben hat, ihr süß machen. Ich will mich zwingen noch an Hoffnung zu glauben, wenn sie auch nicht mehr vorhanden ist.“

Er kam nicht von ihrem Bette. Schmerzlich war dem leidenden Weibe diese Aufmerksamkeit. Man hielt sie für eine Heilige, man verehrte sie als eine solche. Es fehlte nichts, als daß man von einer lebendigen Himmelfahrt gesprochen hätte.

Franzisken drükte das zu sehr. Sie mußte vor ihrem Tode noch ein Bekenntniß ihrer Schuld ab-

legen. Sie wählte die Schwester des Grafen zu diesem Vertrauen. Man bat ihn an einem Abend sich von ihr zu entfernen, und die beiden blieben allein.

Unter einem Strom von Thränen entdekte Franziska offenherzig alle ihre Verbrechen. Ihre Freundinn erstaunte, und fuhr zurük.

Hassen sie mich — verachten sie mich, rief Franziska. Ich verdiene alles. Ich will nicht als Heuchlerinn aus der Welt gehen. Sagen sie ihrem Bruder, daß er seinen Fluch mir ins Grab gebe.

Nein, sagte die gute Julie, ums Himmelswillen meinem Bruder nichts. Er hat genug gelitten; er würde unaussprechlich leiden. Auch ich hasse, verachte sie nicht. Jene Stifterinn dieses Unheils, die hasse ich, die verachte ich. Arme Franziska, was haben sie ausgestanden! Ihre Verbrechen sind dadurch ausgesöhnt. Sterben sie immer ruhig. O! daß sie mein Herz damals gekannt hätten, hätten sie mir sich entdekt, hätten diese Kreatur von sich entfernt, und lebten schuldlos — gewiß schuldlos. —

„Aber ohne ihren Bruder?“

Julie schwieg. Was in Franziskën vorgieng, wagen wir nicht zu bestimmen. Ob es hart von Julien war, zu schweigen, entscheide der Leser. Franziskens Liebe zum Grafen war groß geworden. Ihre Leiden waren fast überstanden. Sollte nicht ein Blik der Zufriedenheit auf das vergangene haben

zurükfallen können — der sie ungerecht, und ihre Reue minder machte.

Die Sache wurde nicht mehr berührt, Julie beschwor sie, dem Grafen nichts zu entdeken, Franziska sah ihn lächelnd wieder eintreten, und suchte ihn zu erheitern. Ihr Wohlgefallen an ihn mahlte sich zu deutlich, und zerriß ihm das Herz.

Wie Franziska merkte, daß es bald zu Ende gehen würde, ergriff sie noch einmal seine Hand, küßte sie, drükte sie an ihr hochschlagendes Herz, und sagte: Bald sehen wir uns dort, mein Lieber — und dann vergiebst du mir doch alles, was ich dir zuwider that.

Der Graf brach in Thränen aus — Sie verschied.

Sein Gram war ohne Grenzen. So lange die Leiche noch im Hause war, war es erträglich. Er dachte sich noch mit ihr vereiniget. Allein, wie sie weg war, verzehrte er sich augenscheinlich.

Seine Schwester, die ihn im hohen Grade liebte, die izt seine einzige Unterhaltung war, wurde darüber unruhig. Sein Gespräch hatte nie einen andern Gegenstand, als Franzisken. Seine Klagen über ihren Verlust wurden nie matter. Immer stellte er sie als eine abgeschiedene Heilige, als ein Muster für alle Weiber, als ein verlornes, nie wiederzufindendes Kleinod dar.

Nachdem Julie alles versucht hatte, um seine Ideen von dem Gegenstande abzulenken, als alles

vergebens war, als sie sah, er würde noch sein Leben darüber einbüßen, verfiel sie auf ein grausames Mittel, ihn zu heilen.

Du glaubst immer, sagte sie, Franziska sei eine Heilige gewesen. Du irrest dich. Sie war eine große Verbrecherinn. Das Bekenntniß, welches sie mir vor ihrem Tode ablegte, hattest du auch von ihr zu gewarten. Ich verhinderte es, um dich nicht zu kränken. Allein izt, lieber Bruder, da du den Mann ganz verläugnest, muß ich dir alles sagen.

Der Graf verlangte mit der größten Heftigkeit es zu wissen.

Diese Heftigkeit betrog Julien, und versprach ihr einen guten Ausgang. Sie erzählte ihm alles wörtlich und pünktlich. Seine Heftigkeit verwandelte sich in Nachdenken.

Eine große Sünderinn, sagte er endlich, aber auch eine grosse Büssende! Nun ist ihr Schiksal doppelt zu beklagen gewesen — Daß sie sich mit Edmund vergaß, ist nichts. Heilige thaten ja das. Die Giftmischerinn aber, die sie aus der Welt schaffte, könnte ich mit dem kältesten Blute morden. Das alles, Julie, das alles war in ihrem Busen verborgen; das alles nagte, folterte, und das alles trug die Dulderinn! Fühlst du nicht die ganze Grösse dieses Weibes.

Er schwieg, und verfiel wieder in tiefes Nachdenken. Julie war seitdem nicht mehr fähig ein

Wort über Franzisken von ihm herauszubringen. Er war stumm von ihr. Allein Julie fühlte wohl, daß sie sein Uebel vermehrt habe, anstatt es zu mildern. Er verfiel in eine stille Melancholie.

Da uns das Schiksal dieser beiden wenigstens für hier nicht weiter interessirt, so verlassen wir sie, um noch einmal einen Blik auf die erblaßte Franziska zu thun. Da liegt sie, ein Opfer ihrer Thorheiten, und ihres Leichtsinns — Mörderinn ihres Kindes — Mörderinn ihres Selbst — Vergeuderinn der seligsten Freuden, die eine Ehe jemals mit sich bringen konnte. — Verderberinn hoher Zweke, welche die Vorsehung mit ihr im Sinn haben konnte — Höherer Zweke vielleicht, die durch ihr Kind erreicht werden konnten! — Vernichterinn mütterlicher Liebe und Pflicht! — O du Armselige, — du spieltest mit den Gesezen der Natur — Ich ziehe den Vorhang über alle die schaudernden Folgen, welche die Phantasie hier mahlen könnte.

Weiber! Mütter! O ihr Geschöpfe Gottes, von ihm bestimmt seinen Geschöpfen das Leben zu geben, schaudert doch vor dem Bilde zurük! Besonders ihr, die ihr euch vom Stande nennt, die ihr in der grossen Welt lebt; denen dieses Laster bekannter ist, als den gemeinen Ständen — Seht doch auf den Ursprung eurer grossen Welt, bedenkt, daß Laster und Verbrechen sie bildeten.

O daß ichs nicht wähnen dürfte, ich würde Fo-

lianten erfüllen müssen, wenn ich deren Leben beschreiben wollte, die durch Ausschweifungen und Unnatürlichkeit ihr Leben verkürzten, und ihrer Kinder Leben mordeten.

Könnte meine Darstellung bei einer oder der andern dieser heimlichen lasterhaften Besserung bewürken, o wie selig würde ich seyn!

Ihr machts euch ja nicht mehr zur Schande, zu gestehen, daß die Schranken der Ehe euch unerträglich sind; so viele unter euch sind ja öffentlich eingeständig, daß eheliche Treue ihnen Chimäre ist; warum denn nicht auch die Folgen rechtfertigen, wenn ihr die That zu rechtfertigen unternehmt? Warum auf einer Seite die Natur willkommen geheissen, und sich zu rechtfertigen, und auf der andern sie mit Füssen von sich gestossen?

Franziska litt und bereuete. Aber das hebt ihr Verbrechen nicht auf, und die nun nicht leidet und nicht bereuet — o die muß an keine Seele, an keinen Gott glauben, wenn sie glaubte ihr üppiges Leben sei die Strafe für ihre Handlung.

Fällt euch nie, wenn ihr euren Kindern in die Augen blikt, der Gedanke ein, daß ihrer da eins oder mehrere fehlen, die ihr ihrem Schiksale, und ihrem Glüke gestohlen, der Natur entwendet, der Ewigkeit geraubt habt? Kommt ihr euch dann nicht weit schändlicher, nicht weit strafbarer vor, als jene Unglüklichen, die auf dem Schafot einen Augenblik der Verzweiflung büssen, büssen mit

Todesangst? Jene mordeten in der Wallung, welche eine falsche Schaam in ihr Blut brachte; sahen ihr ermordetes Kind weinend an, und gaben sich als Opfer der Gerechtigkeit dar. Ihr seyd kalte Bösewichter, kalt an Herzen und Gefühl.

Und du, Megäre! Furie aus dem schwärzesten Winkel der Hölle! die du die schrekliche Verderberinn zweier Geschöpfe wurdest — wenn du noch lebst, wenn dieses vor deine Augen kömmt — dieses Blatt, was dir deine Schande unter die Stirn bringen muß, so überrechne einmal die Zahl derer, die du in den Abgrund gestürzt — überrechne sie und fühle, daß du eines der schändlichsten Geschöpfe bist, die jemals die Erde getragen hat.

Wenn noch Gefühl von Menschlichkeit in dir ist, so entsage wenigstens von diesem Augenblike an dem schändlichen Handwerke, das du treibst!

Weiber, die ihr dies leset — nehmt Lehre, nehmt Warnung für die Ewigkeit an.

Brunilde a Vineis,

Selbstmörderinn aus Verzweiflung. *)

Brunildens Geschichte fällt ins dreizehnte Jahrhundert. Der Selbstmord war da nicht mehr Heidentod, wie er es bei Römern und Griechen gewesen war. Dem Selbstmorde aber aus Verzweiflung verzieh man, wie man ihn auch izt verzeihen sollte. Nicht als ob man diesem Uebel Freiheiten verstatten, nicht als ob man es einmal dulden dürfte! Nein, ich bin sehr dafür, daß man alles hervorsuche, ihm Einhalt zu thun; nur mit derjenigen Gerechtigkeit und Billigkeit, die davon unzertrennlich seyn müssen, wenn die Menschlichkeit nicht dadurch leiden soll.

Brunilde stammte von mütterlicher Seite aus einem altadelichen Geschlecht. Ihr Vater war

*) Daß ich diese unter dem Titel: Eine Anekdote des dreizehnten Jahrhunderts, erschienene Geschichte in meine Sammlung aufnehme, wird man mir nicht als Raub anrechnen. Ich habe bloß Brunilden zum Gegenstande. Jener Verfasser hat es mehr mit der Mutter zu thun. Wer die Anekdote lesen will, wird sich unterhalten; er findet weniger von Brunilden, mehr von andern vorkommenden und dabei interessirten Personen.

Kaufmann, und Brunildens Geburtsort Wien. Seifried, so nannte sich ihr Vater, lebte ein stilles häusliches Leben. Dem Stolz seiner Gattinn war dies zwar nicht angenehm; allein da ihre Familie beschimpft war, weil ihr Vater unsäglicher Räubereien überführt, seine Besizungen deswegen verwüstet und er selbst gerichtet worden; da sie dadurch in die äusserste Armuth gerathen war; da sie körperliche Gebrechen hatte, die ihr Gatte Seifried wegen ihrer übrigen unterhaltenden Eigenschaften übersahe; so wußte sie sich wohl in seinen Willen zu fügen; denn er hatte sie aus dem größten Elende gerissen, hatte sie in Wohlstand versezt, hatte ihr zwei Kinder geschenkt, die ihre Freude seyn konnten, und mit denen sie ihre Zeit mütterlich und edel zu verleben im Stande war.

Auch schikte sich Brunildens Mutter wirklich in dieses Leben, und ihr gutes Mädchen würde nie ein schrekliches Opfer der Verzweiflung geworden seyn, wenn das Unglük ihr nicht ihre Schwester, die des Markgrafen Ottokars, nachmaligen Königs von Böhmen, Maitresse war, zugeführt hätte. Ottokar war damals noch nicht reich, und er, oder vielmehr Kunigunde von Kuenring, seine Geliebte, war darauf bedacht, zu ihren verschwendenden Ausgaben Geld sich zu verschaffen. Der reiche Seifried, der dies gewähren konnte, war daher ein ihr sehr willkommener Schwager, und diese hohe Personen schämten sich nicht, mit ihm, als

mit ihres gleichen umzugehen. Sie erreichten auch ihren Zwek, denn er schoß ansehnlichere Summen vor, als sie selbst verlangt hatten.

Damals war Brunilde schon herangewachsen, verrieth schon die Spuren einer vollkommenen Schönheit, und Ottokar hatte bereits ein Auge auf sie geworfen. Ihre schlaue Tante Kunigunde wollte sich aber von ihr nicht bei einem Fürsten ausstechen lassen, bei dem sie ihr Glük gefunden, und ohne dem, wenn er sie verließ, sie schwerlich etwas anders, als verloren zu seyn, erwarten konnte.

Sie nuzte also die Gewalt, die sie noch über ihn hatte, und beschleunigte seine Abreise von Wien, ehe diese Neigung Wurzel fassen und sie verdrängen konnte.

Seifried zu schwach, die Folgen so grosser Bekanntschaften einzusehen, wollte nach ihrer Abreise sein Hauswesen, welches sich ein wenig nach dem hohen Ton hatte ausdehnen müssen, wieder einschränken; allein Hedwig seine Gattin hatte dazu keine Ohren. Sie pochte auf ihre Geburt. Es sezte manche häusliche Zänkereien, und Seifried wurde das Opfer davon. Er sahe, daß seine häusliche Ruhe untergraben sei, er fühlte, daß die Erziehung seiner Kinder verdorben wäre, das härmte ihn ab, und er starb in seinen besten Jahren.

Brunilde war nun gänzlich der Mutter überlassen. Hatte Seifried schon dafür Sorge getragen,

daß ihr Vermögen in die Hände der Vormünder käme, und daß Hedwig nur mit dem ihr reichlich Ausgesezten schalten und walten könne, so hatte er doch darinn es versehen, daß er Brunilden nicht den Händen der Mutter entzogen, entweder weil er die Folgen ihrer Erziehung bei der Tochter schon unwirksam sah, oder weil er die Mutter nicht zu sehr dadurch kränken wollte.

Hedwig, ihr eigener Herr, ganz nun von dem Stolze beherrscht, der in ihr von jeher gekeimt hatte, und der nunmehr, nachdem er noch von der Schwester verstärkt worden, mächtig in die Höhe schoß, kaufte sich gleich ein fast fürstliches Landhaus an den angrenzenden Waldungen Wiens. Sie besuchte alle öffentliche Lustbarkeiten, welche damals mehr für Männer als Weiber waren, und wohin diese nur selten kamen.

Freilich gab es der ernsthaften reellen Leute genug, die sie deswegen tadelten und fast verachteten, weil sie besonders Brunilden immer mit sich nahm, die als ein junges unerfahrnes Mädchen nicht wußte, wie schädlich das ihrem Rufe war. Allein auf der andern Seite gab es auch wieder der süssen jungen Leker genug, die Brunilden und ihre Mutter an den Orten sehr willkommen hiessen; die um sie her schwärmten, und ihnen in den verbindlichsten Ausdrüken versicherten: daß sie die Heldinnen wären, die zuerst diesen Zirkeln

Leben geben, und andere Frauenzimmer aufmuntern würden ihnen nachzufolgen.

Brunilde zwar nicht ohne Geist und Kopf, vielmehr mit beiden reichlich begabt, aber doch ohne Erfahrung und anderer Weltkenntniß, als die sie von ihrer Mutter und deren lasterhaften Schwester erlangt hatte, einer Tante, die zwar nichts auf ihre Tugend gewirkt, aber ihr Herz doch dem Stolze und der Liebe zur Schmeichelei genährt haben mochte, sah sich in einem gefälligen Lichte, und glaubte alles was man ihr vorsagte, weil sie es glauben zu können, für kein Verbrechen hielt.

Ihre Mutter wußte freilich nur zu gut, wie sehr sie fehlten, und wie sehr sie sich und besonders ihre Tochter herabsezten. Allein ihr Zwek, den wir gleich hören werden, erforderte das.

Herzog Friedrich regierte damals in Wien, ein Herr, der seinen Leidenschaften völlig den Zügel schiessen ließ, der schon die zweite Gemahlin verstossen hatte, und sich ein Eigenthumsrecht über alle hübsche Weiber und Mädchens Wiens anmaßte, ein tapferer Held und harter Regent. Hedwig war nichts weniger als der Tugend hold. Ihr hatte es bloß an der Gelegenheit gefehlt, ihr untreu zu werden. Ihre Häßlichkeit hatte sie geschüzt. Ihrer Schwester Glük war mit einnehmenden Farben in ihre Seele geschrieben, und konnte sie das ihrige auf eine solche Art nicht durch sich selbst machen, so wollte sie versuchen, durch

Hülfe ihrer Tochter dahin zu gelangen. Das was man zu der Zeit, wie ihre Schwester bei ihr gewesen war von Brunilden gesagt, und die Sehnsucht, die man nachher gezeigt hatte, Brunilden wieder zu sehen, als sie auf Befehl ihres Vaters sich zurükziehen mußte, hatte sie hinlänglich belehrt, daß das Mädchen Fürsten wohl gefährlich werden konnte, besonders da Ottokars erwekte Neigung ihr nicht ganz entgegen war.

Sie hatte ihre blühende Rose Friedrichen dem Wollüstling darstellen, hatte ihn aufmerksam auf einen Schaz machen wollen, auf den er in der Dunkelheit verborgen nie geachtet haben würde. Sie hatte ihren Endzwek erreicht, Friedrich hatte sie gesehen, sie war seiner Aufmerksamkeit nicht entschlüpft. Eine Schönheit wie Brunilde in Wiens Mauern, wider die Gewohnheit der dasigen Frauenzimmer öffentlich sich zeigend; das konnte Friedrich für nicht anders, als eine angelegte Karte halten. Schlau errieth er, daß die Mutter sie ihm darbrächte, allein ihre ganze Absichten konnte er freilich nicht durchschauen.

Hedwig erfuhr es bald, daß ihre Tochter dem Herzoge gefallen. Man hinterbrachte ihr, er habe sie schön gefunden; hinterbrachte ihr, er habe es gern gesehen, daß sie solche in öffentliche Zirkel mitnähme, und er wünschte, daß sie es öfters thäte.

Das war es nun, was Hedwig haben wollte, um sich zurükzuziehen. Sie wußte zu gut, daß

Liebe nur durch Widerstand zu der Höhe gelangt, wo sie Thorheiten begeht. Sie baute darauf, Friedrich sollte eine Thorheit begehen, um sie zur glüklichen Närrin zu machen.

Sie nahm den Schein an, als ob sie ihr Betragen sehr bereuete, als ob sie es bedauerte, dem Herzoge Gelegenheit gegeben zu haben, Lüste rege werden zu lassen, die ihm nicht ziemten. Sie hielt sich selbst Strafpredigten über ihren Leichtsinn. Die Zudränglichkeiten der Hofleute, daß der Herzog sie gern um sich sehen würde, beantwortete sie damit: daß sie durch ihre Misheirath sich eines Standes begeben, indem sie dem Herzoge hätte nahe seyn können; und versicherte: sie würde ins künftige jede Gelegenheit meiden, dem Herzog Anlaß zu Verfolgung seiner Leidenschaft zu geben.

Das geschah auch von ihrer Seite pünktlich. Sie bezog ihren Landsiz. Sie wußte aber wohl, daß der Herzog zuweilen durchjagte, und nicht unterlassen würde, bei ihr einzusprechen. Das geschah auch bald. Mit fast fürstlichem Aufwande ward er empfangen; aber Brunilde wurde vor ihm verborgen gehalten. Er wußte noch nicht recht, was er aus der Mutter machen sollte, und ließ einigemal das hingehen. Endlich nahm er den Vorwand, er wolle niemanden Zwang auflegen, und wenn ihre Tochter ins künftige nicht mit in der Gesellschaft seyn sollte, so würde er nicht wieder da einkehren.

Brunildens Gegenwart wurde ihm hierauf zugesagt, und nun bereitete ihre Mutter ein Fest, welches ihren Glanz vollkommen machen sollte.

Wir müssen aber, ehe wir Brunilden als die Hauptperson dieses Festes auftreten lassen, etwas weniges noch von ihrem Karakter, und ihrer Unschuld bei allem dem anführen, was bis izt vorgefallen war.

Dieses Mädchen von ihrem Vater beständig zur Tugend ermahnet, von den Sitten ihrer Zeiten durchdrungen, von der Ehrliebe ihres Bruders hingerissen, und eine treufleißige Befolgerin seiner aufrichtigen Ermahnungen, hegte auch nicht in einem Winkel ihres Herzens einen unreinen, unkeuschen Gedanken, wäre gewiß ein Muster und Beispiel ehelicher Treue geworden, wenn die harte Hand des Schiksals nicht ein anders über sie beschlossen hätte.

Sie war von ihrer Mutter freilich in früher Jugend von allen den Vorzügen edler Abkunft unterrichtet worden, welche diese so unwürdig vergeben zu haben glaubte. Der Reichthum aber und die Fülle, in welcher sie im väterlichen Hause lebte, die vortrefliche Erziehung, deren sie genoß, ließen sie das übersehen, wovon sie keinen Begriff hatte.

Das dauerte bis zur Ankunft ihrer Tante Kunigunde, durch welche sie so wie ihre Mutter in alle die glänzenden Zirkel eingeführt wurde, und

Geschmak an ihnen fand. Ihre kleine Eitelkeit wurde durch den allgemeinen Beifall und die verschwenderischen Lobeserhebungen, die sie erhielt, auf einen Gipfel erhoben, der beinahe ihren Grundsäzen gefährlich werden können, wenn nicht Kunigunde zu rechter Zeit sich entfernt, und sie Ottokars Zudringlichkeiten entzogen hätte.

Aber in dem Mädchen waren denn doch Keime des Stolzes geblieben, der wieder aufsproßte, als sie hörte und sahe, Friedrich der Herzog finde sie schön und seiner Liebe würdig. Hatte der Umgang mit Ottokar ihr keine Gefahr gebracht, so schien der mit Friedrich sie auch nicht mehrerer auszusezen; besonders da ihre Mutter gegen sie behauptete; sie erhalte diese Bekanntschaft bloß um zu ihren vorigen Rechten und Gerechtigkeiten zu gelangen.

Der festliche Tag, an dem Friedrich zum erstenmale in der Wittwe Seifrieds Hause Brunilden wieder sehen sollte, war bestimmt, dieses Glük festzusezen.

Wir müssen hier eines Gebrauchs erwähnen, der in den damaligen Zeiten in fürstlichen Häusern üblich war, und der wahrscheinlich die Ursache hergab, warum Brunilde so weit gerieth, daß sie endlich die Augen vor ihrer Gefahr verschloß, so lange verschloß, bis sie schreklich aus dem Taumel gewekt wurde, in welchem sie lebte.

Die Dame vom Hause trug den versammelten

Rittern oder auch den vornehmsten unter ihnen, je nachdem es die Beschaffenheit ihrer Bitte erforderte, einen lebendigen Vogel vor, bei welchem dieser oder diese Dame ein Gelübde thaten, welches unverbrüchlich gehalten wurde. Allein die Zeremonie war auch nur für fürstliche Häuser, und Hedwig sezte sich daher in die wichtigste Gefahr, vom Herzog vielleicht in die Schranken ihres niedrigen Standes zurükgewiesen, und auf einmal der ganzen Hoffnung beraubt zu werden, die sie nährte. Es war hier alles zu gewinnen, aber auch alles zu verlieren.

Schon war das wirklich fürstliche Mahl bereitet, schon war man versammelt um sich zu sezen, schon hatten Friedrichs Höflinge mit Achselzuken über die Pracht einer Bürgerin sich lustig gemacht, und noch erschien Brunilde nicht. Friedrich fragte etwas unwillig nach ihr. Hedwig befahl mit dem Anstand einer Dame, ihrer Tochter zu melden, daß der Fürst sie zu sehen begehre. Die Kuppelthüren öffneten sich, und Brunilde, gepuzt wie eine Königin, trat herein. Auf ihrer Hand trug sie eine weiße Taube mit einem goldenen Ring.

Schöner hatte der Herzog Brunilden noch nie gesehen, und sein Herz war in vollen Flammen bei diesem Anblik. Hedwig wußte zu gut, was der äussere Eindruk that, als daß sie nicht auf dieß Mittel hätte bauen sollen.

Nicht anders als ob sie seines Standes wäre, gieng der Herzog ihr ehrerbietig entgegen, grüßte sie wie seines gleichen, und frug nach dem, was sie durch das Zeichen des Vogels von ihm begehrte?

Brunilde war wirklich nichts mehr und nichts weniger als die Maschine, die die Mutter zu diesem Spiel aufgezogen hatte. Für sich hatte sie keine Wünsche, die sie hätte befriedigt wissen wollen. Schmeichelten ihrer Eitelkeit diese Auftritte, so war auch ihre Furcht dabei zu misfallen, sehr groß, und sie gerieth in einige Verlegenheit.

Sie war daher izt nicht fähig der Mutter Begehren auszusprechen. Diese mußte sich selbst ins Mittel schlagen, nachdem der Herzog einigemal dringend wiederholt hatte, daß er es zu wissen verlange. Sie fiel nieder und bat um die Erneuerung ihres Adels.

Der Herzog, der von dem noch nichts gehört hatte, ließ sich über ihre Herkunft belehren, und um der schönen Bittenden willen, that er alles, was sie verlangte; sezte sie in alle adeliche Rechte ein, gab ihr Wappen und Namen, und gründete dadurch besonders des jungen Wendlin, ihres Bruders, künftiges Glük.

Brunilde war vergnügt, daß sie ihrer Mutter hatte dienen können. Für sich hatte sie keine weitere Freude dabei. Sie hatte es auch dem Herzoge gleichsam als ahndungsvoll geäussert, daß sie diese Gnade bloß für ihre Mutter und Bruder erbitte,

und selbst keinen Antheil daran nehme. Sie nahm während der Tafel viel Aergerniß an den lüsternen Bliken, die Herzog Friedrich nicht von ihr wegwandte, und die sie wegen der Verbindlichkeit, die sie im Namen ihrer Mutter ihm heute schuldig zu seyn glaubte, nicht gern auf eine auffallende Art zurükweisen wollte.

Von diesem Tage an war Friedrich fast immer in dem Hause der neuen Frau von Pettendorf, und Brunilde sahe sich dem Zwange ausgesezt, die Gesellschaft nie verlassen zu dürfen. Dieß sezte sie denn manchen Aeusserungen des Herzogs aus, und es konnte nicht fehlen, sie mußte nach und nach bekannter mit ihm werden, mußte nach und nach an den Schmeicheleien Geschmak gewinnen, die er ihr vorsagte. Sie betrug sich aber doch bei den Erklärungen seiner Liebe als ein vernünftiges Mädchen. Sie machte immer Scherz daraus. Wie er zu zudringlich damit ward, klagte sie es ihrer Mutter. Diese goß Oehl in Feuer. So gewiß sie wußte und daran arbeitete, daß ihre Tochter ein Opfer des Lasters werden sollte, so war ihr doch, da die Sache noch nicht weit genug gekommen war, die Gewissenhaftigkeit Brunildens sehr im Wege.

Um sie also nur in Aufmerksamkeit, Thätigkeit und in der Nähe beim Herzog zu erhalten, spiegelte sie ihr eine mögliche Heirath mit dem Herzoge vor; bewieß ihr diese Möglichkeit aus Beispielen der Vorzeit, mahlte derselben ihr eigenes Glük

und das Glük, was sie andern machen könnte, gar zu reizend, und es war immer kein grosses Kunststük eine Brunilde dadurch einzuschläfern. Sie wiegte sich abwechselnd in angenehmen Träumen einer lachenden Zukunft, und in Betrachtung und Auflösung der Zweifel, die sie darüber empfand. Sie war schon ziemlich verstrikt mit dem Herzog, und wußte ihren Antworten auf seine Fragen kaum mehr die erforderliche Wendung zu geben, um ihn in einer gewissen Entfernung von sich zu halten. Sie wagte es nicht, seine Anträge so auszulegen, wie ihre Mutter ihr gesagt, wenn sie mit ihm darüber sprach. Sie war in Gefahr aus Delikatesse so weit zu gehen, daß sie ihre Zweifel in Zutrauen verwandelte, und ihn über sich so sehr Herr werden zu lassen, daß sie nur noch bloß mit seiner Diskrezion zu thun hatte. Friedrich, der sie durchschaute, mußte wenigstens schlau und klug genug seinen Worten so viel Doppelsinn zu geben, daß sie ihn nicht verriethen, und ihr, die noch mit keinen Ränken bekannt war, die besten Absichten heuchelten.

Indeß erschien eine Person auf dem Theater, die weniger zurükhaltend spielte, und dieß war Wendlin, Brunildens Bruder. Seine Erhebung in den Adelstand war ihm zwar sehr angenehm, denn nun konnte ihn Ottokar befördern, der immer sein Patron gewesen war; allein Wendlin hatte bei dem Stolz, den seine Mutter ihm eingeflößt,

auch Ehrliebe und Rechtschaffenheit von seinem Vater zur Mitgift bekommen, und er wollte es nicht zugeben, daß der glänzende kaum erhaltene Name mit der Schande seiner Schwester gebrandmarkt würde.

Er sah tief in die Absichten seiner Mutter und des Herzogs. Er erforschte noch das Herz seiner Schwester. Er hätte sie morden können, wenn er sie nicht rein und tugendhaft gefunden hätte. So wie er aber auch dieser Gesinnungen ihres Herzens gewiß war, säumte er nicht es zu bestürmen.

Schwester, waren seine Worte, ich hoffe, daß du keinen Gedanken hegst, der Tugend untreu zu werden, und deine Keuschheit zu verkaufen. Die Schande wäre größer, als die Ehre, deren wir theilhaftig geworden.

Brunilde fuhr zusammen. Er war ihr gleich im Augenblike, als ob sie schon wirklich das Opfer geworden wäre. Dieser Schauder, der dem Bruder nicht entgieng, bestärkte ihn in seiner Furcht, daß das Uebel schon tief eingewurzel habe. Ich will nicht hoffen, sagte er, daß du den Herzog liebst. In dem Falle wärst du ein verlornes Mädchen. Nie, nie kann er dein Gatte werden.

Nein, Bruder, sagte sie, und ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen, nein, ich liebe ihn nicht! — ich habe ihn nie geliebt, ich würde ihn auch nie lieben können.

Und warum weinst du also? Beweinst du das Glük, nicht seine Buhlerinn zu werden, dem ich vielleicht hinderlich bin?

Um aller Heiligen willen, Bruder, wie schlecht denkst du von deiner Schwester. Nein, ich weine nicht einmal darüber, daß die Hoffnungen, die mir meine Mutter zu einer Heirath mit dem Herzog gemacht, durch dich verschwunden sind. Ich bin nicht so stolz sie zu wünschen. Ich beweine es, daß ich thöricht genug war, daran glauben zu können. Ich beweine es, daß ich nicht mit dir einerlei Seelenstärke gezeigt habe.

Wohl Schwester, erwiederte er, das kannst du noch. Sind dieß deine Gesinnungen, so bist du meiner Liebe würdig, so verspreche ich dir auf immer dein Schuz zu seyn, und gegen die ausgeartete Mutter, die dein Verderben mit gleichgültigen Augen ansieht, dich zu vertheidigen.

Das war aber nicht so leicht, als sich Wendlin es dachte. Er hatte es mit einem regierenden Fürsten, er hatte es mit einer Mutter zu thun, welche die strafbare Liebe desselben billigte. Man ließ ihn reden, aber man that, was man wollte. Man suchte Brunilden wieder auszureden, was Wendlin ihr vorgeschwazt, und die Arme, die sich so in der Mitte, so von allen Seiten gedrükt sah, verfiel darüber in eine Krankheit.

Man glaubte die aufgeblühte Rose dem Verblühen nahe. Ihre Mutter verließ nicht ihr Bette;

Friedrich selbst konnte sich oft nicht von ihr trennen. Wendlin sah das, vermuthete, alle seine Schritte möchten vergebens seyn, sah voraus, wenn Brunilde genässe, so sei für sie nichts zu hoffen, als die Standhaftigkeit ihrer Tugend.

Was sollte er länger da thun, um die Schande der Mutter anzusehen? Was sollte er sich jeder Freude berauben? Was sollte er sich der Gefahr aussezen, seinen Fürsten unanständig behandeln zu müssen, und hernach das Opfer seines Eifers zu werden? Er schwur der Mutter Entfernung, und er hielt Wort. Was er Brunilden zu sagen hatte, konnte er schriftlich anbringen.

Diese war dem friedlichen Tode auf ihre Bette nicht bestimmt. Sie erholte sich von ihrer wirklich gefährlichen Krankheit, aber sie erholte sich nur um ihrem traurigen Schiksale noch reiflicher nachzudenken, und ernstliche Maaßregeln zu nehmen, wie sie sich ihm entziehen könnte. Ein Brief ihres Bruders, den er ihr hinterlassen, und den man ihr ganz insgeheim in die Hände gespielt, sezte es ihr ausser allem Zweifel, daß man darauf ausgehe, sie zu täuschen, und daß die Mutter selbst die Tochter um ihr schönstes Kleinod, um ihre Ehre betrügen wollte.

Sie wußte nach langem Hin- und Hersinnen kein anderes Mittel als die Flucht. Wohin aber?

Unter ihres Vaters ehemaligen engsten Freunden, und ihren Vormündern befand sich ein gewisser Tho-

mas Weinstok, ein Mann, dessen Rechtschaffenheit allgemein anerkannt war, der sich in der Stadt Wien keinen Menschen zum Feinde gemacht, entschiedenen Ruf hatte, und geliebt war. Es waren dieß ja Zeiten, wo Redlichkeit noch für den Menschen entschied, und wo man sie fürchtete, anstatt daß sie izt verlacht, und nur gar zu leicht mit Füssen getreten wird.

Mit dieses Mannes Sohne, der ebenfalls Thomas hieß, war Brunilde von Jugend auf bekannt gewesen; sie hatten von beiden Seiten mehr als gewöhnliche Neigung zu einander gefaßt, und unter ihren Vätern war bereits verabredet worden, sie sollten ein Paar werden. Thomas Weinstok hätte es auch gerne gesehen, wenn er sie gleich nach des Vaters Tode zu sich nehmen können, welches aber die Mutter mit ihren Rechten auf sie verhinderte.

Die Aventüren mit dem Herzog, die schon ziemlich allgemein bekannt waren, hatten eben nicht den besten Eindruk im Weinstokischen Hause gemacht. Der Vater fieng nach und nach an, um zu sehen, daß er auf eine andre Parthie für seinen Sohn bedacht seyn müsse, und der junge Thomas verbiß den innern Aerger über seinen Verlust, nicht ohne Mühe, doch aber so gut als er konnte; im Herzen blutete es hingegen immer fort. Er konnte keine Lindrung für seine Wunden finden.

Brunilde, an Herz und Seele rein wie Gold,

aus der Kapelle, betrachtete, sobald nur die Ideen der Herzoginn sich in etwas vernebelten, den jungen Thomas wieder als ihren bestimmten Gatten, und machte sich alle mögliche Vorwürfe darüber, ihm auch nur einen Augenblik untreu geworden zu seyn, wenn schon diese Untreue von sehr geringer Wichtigkeit war.

Da sie von den R..den nichts wußte, die über sie geführt wurden, so glaubte sie auch nicht, daß die vortrefliche Meinung von ihr, und die Zuneigung zu ihr im Weinstokischen Hause sich verloren habe. Sie beschloß also zu ihrem Bräutigam und dessen Vater, als an den schiklichsten Ort für sie zu fliehen, und sie wähnte, man würde sie mit offnen Armen empfangen, würde sich freuen, zu ihrer Ruhe und Befreiung aus gefährlichen Händen mitwirken zu können.

Auch hatte sich Brunilde hierinn nicht geirret. Thomas Weinstok war ein zu redlicher Mann, als daß die Freundschaft gegen Seifried ihn nicht nachsichtig gegen die Tochter desselben gemacht haben sollte; und als er zumal ihre Vertheidigung hörte, als er in ihren Augen den Blik der Unschuld sah, und ihrer Seele die Wahrheit dessen laß, was ihr Mund sprach, da war er auch gleich der versöhnte und liebreiche Vater, und Schuz und Hülfe standen ihr zu Gebote.

Dem jungen Thomas leuchtete die Wonne aus den Augen, als er die verloren geglaubte Brunilde

wieder zu Gesichte bekam, und auf seine Wonne in einem solchen Punkt konnte sich ein Mädchen schon etwas zu gute thun. Er war ein Mann von fünf und zwanzig Jahren, den die ganze Stadt schon liebte und schäzte; der in die Fußtapfen seines Vaters trat, und dem man bereits ein ansehnliches Amt anvertrauet hatte. Er bat seinen Vater Sorge dafür zu tragen, daß man ihm seine Brunilde nicht wieder raubte.

Küzlich war die Sache doch. Hedwig, Brunildens Mutter, vermißte nicht sobald das Mädchen, als sie schon muthmaßte, wo sie sich aufhalten würde, und schnell und laut das Weinstokische Haus der Rauberei beschuldigte.

Thomas Weinstok, der Vater wußte wohl ein Mittel, alles zum Schweigen zu bringen, allein, er hatte nicht das Herz es anzuwenden. Er durfte nur laut von Friedrichs Absichten auf Brunilden reden, und sie als Zeuginn auftreten lassen, und mehr als zwanzig Bürger hätten sich zu ihm gesellt, und bewiesen, daß Friedrich ihren Weibern und Töchtern nachgestellt habe; daß er unwerth sei, zu herrschen.

Damals galt dergleichen noch. Heut zu Tage würde es den Fürsten sehr lächerlich seyn, wenn man sie über dergleichen Dinge zur Rede sezen wollte.

Der Herzog fühlte selbst, daß es bei dieser Gelegenheit wohl noch zu einem Ausbruche des Un=

willens wegen seiner Ausschweifungen kommen könnte, und daß dieß, wenn es auch gerade für ihn kein Ungemach zuwege brächte, doch seinem Rufe wenigstens nachtheilig seyn möchte.

Hedwigs Klagen hörte er daher mit leichtem Ohr an, versicherte ihr aber sogleich, daß der Plan geändert werden müsse; und daß er es für vergebne Mühe hielte, um Brunilden sich zu bekümmern, so lange sie Mädchen sei. Man müsse sie heirathen lassen, das würde im ganzen eine andere Wendung geben, und er begnüge sich schon, sie alsdann aus den Händen ihres Gatten zu empfangen. Er stellte Thomas Weinstoken hierauf in selbst eigner hoher Person vor, daß die ganze Furcht des Mädchens bloße Chimäre und Einbildung gewesen sei; daß vielleicht die Mutter ihr Grillen in den Kopf gesezt haben könne; daß er aber, um der Welt zu zeigen, er habe keine solche Absichten, je eher, je lieber sie verheirathet wünschte.

Er habe in Erfahrung gebracht, fuhr er fort, daß sein, des Weinstoks Sohn, ein Auge auf sie habe; und wenn das Ernst und Wille sei, so möchte man Anstalten zur Verbindung machen, die er selbst vermitteln wollte, so, daß Brunilde nicht mehr zu ihrer Mutter zurükzukehren brauchte.

Wie froh man diesen Vorschlag annahm, läßt sich denken. Brunilde und Thomas waren indessen bekannter geworden, hatten die schon gehabte aufrichtige Neigung gegen einander zu einer enger=

gefaßten Vertraulichkeit geknüpft, und schienen für einander geschaffen zu seyn, und nur eins durchs andre zu leben.

Beide ließen ihren ganzen Verdacht gegen den Herzog schwinden. Brunilde glaubte wohl gar, der Herzog habe sie nur auf die Probe sezen wollen, und da er ihre Tugend durch eine gefährliche Flucht bewährt gefunden, so habe er sich nun vorgenommen, der Schöpfer ihres Glüks zu werden.

Brunilde und Thomas flossen in Lobeserhebungen über, ahndeten nichts von dem, was ihnen bevorstand; dankten dem Herzog mit innigem warmen vollen Herzen.

Der einzige alte Thomas wollte nichts von Dank wissen, wollte gar keinen Theil an den Lobeserhebungen nehmen, die von allen Seiten dem Herzoge zu Theil wurden. Er merkte, daß hinter den schönen Blumen eine Schlange lauerte, die auf nichts weniger bedacht seyn könnte, als den jungen Eheleuten und seinem Hause einen tödtlichen Stich zu versezen.

Thomas war nicht der Mann, der eine Gefahr voraus sah, ohne ihr entgegen zu arbeiten. Er dachte ernstlich an die Entfernung seiner Kinder von Wien. Er mußte Friedrichs Augen den Reiz Brunildens entziehen, wenn er seine Absichten darauf fahren lassen sollte. Ein Verwandter von ihm, der den Namen Weinstok nach damaligem häufigen Gebrauch in a Vineis verwandelt hatte, war

Kanzler am kaiserlichen Hofe. An diesen schrieb er, stellte ihm die Lage, in welcher er sich befand, vor, und ersuchte ihn um eine Stelle für seinen Sohn. Dieser, der keine Kinder hatte, und seinen Namen doch gern fortgepflanzt wissen wollte, sah die Gelegenheit sehr erwünscht kommen.

Er sandte einen Ruf zu einer ansehnlichen Stelle am kaiserlichen Hofe an den jungen Weinstok, und meldete dessen Vater in einem Briefe, daß, wenn sein Sohn seinen Namen ablegen, und in Zukunft a Vineis sich schreiben wollte, er nicht allein sein Erbe seyn, sondern auch auf die beste Art zu recht hohen Ehren gelangen könnte.

Thomas Weinstok sah die Thorheit seines vornehmen Verwandten Petrus a Vineis ein, allein er konnte dieser Thorheit leicht nachgeben, da sie seines Sohnes Glük beförderte, und ihm besonders unter den izigen Umständen sehr willkommen war.

Indessen verhehlte Thomas alles dieses noch bis zur Zeit, wo es nothwendig war. Wenig Wochen verflossen, und mit Einwilligung der Mutter und des Herzogs gelobten Brunilde und a Vineis, welchen Namen der junge Thomas sogleich auf seines Vaters Befehl annehmen müssen, am Altar sich ewige Treue. Der Herzog selbst wohnte dem Hochzeitfeste bei; eine Herablassung, die in damaligen Zeiten wohl Sitte war.

Der alte Thomas aber wußte doch den Gang

der Sache so zu lenken, daß weder des Herzogs fürstliche Geschenke, noch die gleich darauf an seinen Sohn a Vineis ausgefertigte Hofstelle angenommen wurde. Er rükte izt mit dem Rufe am kaiserlichen Hofe hervor, und so gern die Wiener auch gesehen hätten, daß der junge hoffnungsvolle Mann bei ihnen geblieben wäre, so war doch seine Lage ihnen bekannt, und sie ließen ihn ziehen, versprachen aber, alle Pläze, zu denen er Lust bezeigen könnte, für ihn offen zu erhalten.

Bei allen Festen, die dem jungen a Vineis zur Ehre gegeben wurden, war der Herzog gegenwärtig. Er hatte seine besondern Absichten dabei. Ohne dieß hätte er nicht den Wirth wieder machen, und seine vorherigen Wirthe als Gäste zu sich einladen können.

Der Tag vor der Abreise des jungen Ehepaars war zu diesem Feste bestimmt.

Thomas a Vineis, so wie seine Gattin Brunilde, lebten in dem seligsten Entzüken ohne alle Sorge und Gefahr. Der Ruf an den kaiserlichen Hof war Brunilden angenehm, so wie ihrem Gatten nicht zuwider. Ihre Eitelkeit gründete sich auf das Bewußtsein ihrer Schönheit, und unter dieser Rubrik zu glänzen, möchte wohl keinem Weibe zuwider seyn.

Sie gieng also in der Hoffnung des baldigen Glüks ohne Furcht zum Feste des Herzogs. Alles

war fürstlich. Verführerische Weine, schwindelnde Tänze wechselten ab.

Brunilde schien schöner zu seyn, als sie je gewesen war. Des Herzogs Blike auf sie bewiesen nur zu deutlich, daß, wenn die Flamme gegen sie auch schon gedämpft gewesen, sie doch am heutigen Tage in vollem Feuer wieder hervorbräche. Brunilde bemerkte das auch, und seine Blike, und seine Verfolgungen beunruhigten sie. Eine Ahndung stieg in ihr auf, daß es ihr vielleicht nicht so wohl gehen möchte. Aengstliche Empfindungen bemächtigen sich ihrer. Sie wollte sich aus der Gesellschaft losreissen, und konnte nicht. Sie hatte Vorgefühl von Gefahren, und beschloß zulezt ihren Mann zu bitten, mit ihr wegzugehen.

Man hatte aber gesorgt, daß dieser auch nicht ganz mehr bei sich war. Der Wein hatte ihn benebelt, und die Aufträge an einige Hofdamen, ihn zu unterhalten, waren so kräftig gewesen, daß sie jede List deswegen anwandten, Koketterie und Scharfsinn aufforderten, und ihn wirklich so angenehm verwikelten, daß er auf die Anforderung Brunildens mit ihr nach Hause zu gehen, kaum antwortete. Sie verließ ihn also, und wandte sich an ihre Mutter.

Diesem Teufel in Menschengestalt war das eben recht. Die Gottlose war dazu ausersehen, ihre Lasterthaten mit dem Opfer ihrer einzigen Tochter

zu krönen. Sie hörte den Antrag Brunildens, wegzugehen, gefällig an, betheuerte, man würde sie vor Tagesanbruch nicht weglassen, versprach aber sich ins Mittel zu schlagen, und sagte, sie möchte ihr nur nachfolgen, wenn sie sich verlieren würde.

Ob dieß erst Wink für die Mutter war, oder ob die Karte schon vorher angelegt war, läßt sich nicht ganz bestimmen. Der Herzog hatte wahrscheinlich, wenn dieser Zufall sich nicht getroffen hätte, andere Mittel in Bereitschaft, sich der Person Brunildens zu versichern.

Diese gieng unter die Tanzenden zurük, und um so williger, da der Herzog sich aus diesem Zirkel entfernt hatte. Ziemlich spät kam endlich die Mutter, und gab ihr einen Wink.

Brunilde folgte ihr schnell zur Thür hinaus, aus welcher sie verschwunden war. Sie sah sie aber nicht, sondern stolperte einige Stufen herab in einen dunkeln Gang. Es überfiel sie ein entsezlicher Schauer, sie wollte zurük, sie konnte aber die Stufen nicht finden. Sie tappte im Finstern umher, sie rief ihrer Mutter Namen, sie erhielt keine Antwort. Izt fiel es ihr ein, daß ihre Mutter sie wohl gar dem Herzog verrathen haben könnte. Sie schrie laut. Die Mittel aber, die man ihr in jenen Weinen beigebracht haben mochte, fiengen an zu wirken. Sie verlor ihre Besinnungs-

kraft, und wie sie erwachte, war sie in den Armen des Herzogs.

Daß dieses eine ganz vorher so abgekartete Sache gewesen, ist kaum zu glauben. Der Zufall wäre den Boshaften zu sehr zu Hülfe gekommen. Weit wahrscheinlicher ist es, daß die Mutter erst den Anschlag gemacht, als Brunilde sie angesprochen, mit ihr nach Hause zu fahren, daß der Herzog diese Anlage leichter und gefälliger gefunden, als die er vielleicht selbst im Sinne gehabt, und sie daher sich behagen lassen. Er hatte die Idee, Brunilde würde schweigen, wenn sie sehe, daß ihre Entehrung ein Geheimniß bleiben könnte. Ihre Entfernung würde eine künftige Entdekung verhindern, und so würde er köstlich genossen haben, ohne bestraft zu werden.

Allein Brunilde war einmal erwacht, als sie mit einem heftigen Geschrei auffuhr, den Herzog verwünschte, und winselnd sich auf den Erdboden warf.

Thomas a Vineis war indessen seiner Unterhaltung müde geworden, hatte sie aufgegeben, und suchte Brunilden. Er konnte sie nicht finden. Niemand wollte sie mehr gesehen haben. Man vermuthete, sie wäre mit der Mutter weggegangen. Es gab sogar einige, die ihm riethen nach Hause zu gehen.

Aber er ließ sich nicht irre machen. Es war ein

warnender Engel in ihm, der ihn aufmahnte, sie im Schlosse zu suchen. Er that das allenthalben. Der Morgen war schon angebrochen, als er ihre schreiende Stimme hörte.

Er eilte ihr nach. Er fand sie mit dem fürstlichen Bösewicht ringend. Er wollte seinen Arm gegen ihn aufheben, und sich rächen. Friedrich rief um Hülfe. Die Hellebarden seiner Diener durchstachen den wüthenden a Vineis. Brunilde sah ihn fallen, und verzweifelte.

Man verhinderte sie, sich auf seinen Leichnam zu werfen. Seine Freunde und Bekannte waren ihm auf dem Fuß gefolgt, um ihm beizustehen. Friedrich mußte sich durch die Flucht aus dem Getümmel retten, das ihn umzubringen drohte.

Die Augenblike des Lärms nuzte Brunilde. Sie schwang sich ins Fenster, und stürzte sich von der Burg auf die Strasse herab. Sie lebte noch wenige Minuten, und konnte nur etwas von dem Erwähnten mittheilen.

Das Volk nannte sie: die teutsche Lukrezia. Der Aufstand wurde so groß, daß Friedrich sich aus Wien wegmachen mußte. Viele Jahre durfte er nicht zurükkehren, und hätte es nie gedürft, wenn seine kriegerischen Heldenthaten ihm nicht den Weg dazu gebahnt hätten.

Indessen blieb seine Strafe nicht aus. Brunildens Bruder traf ihn einst allein auf der Jagd, erinnerte ihn an seine Schandthat, und erschlug ihn.

Ein Selbstmörder, weil er nicht rechnen konnte.

In dem Lande eines grossen Monarchen, dessen Andenken ganz Europa heilig ist, und bleiben wird, lebte eine Familie in stiller häuslicher Zufriedenheit. Das Haupt derselben, der Vater, hatte einen sehr mäßigen Dienst, der ihm aber, bei der Sparsamkeit, die seinem Könige so angenehm war, und die er gern bei allen seinen Unterthanen eingeführt wissen wollte, ein so hinlängliches Auskommen verschaffte, daß er seinen Kindern noch eine gute Erziehung zu geben vermochte.

Er hatte zwei Söhne und eine Tochter, welche das jüngste seiner Kinder war. Aus ihrem Munde habe ich die Erzählung dieser Begebenheit, die so sehr verräth, wie die Wirkung eines Augenbliks den Menschen um alle Grundsäze, um Karakter und Festigkeit bringen kann.

Das glükliche Leben, welches diese Familie führte, beruhete auf der Einigkeit und Liebe des Elternpaars, und auf den Anlagen und Fortschritten, welche die Söhne machten. Beide widmeten sich dem Studiren, und beide kehrten von dieser Laufbahn zurük, ohne ihren Eltern irgend eine andre Beschwerde gemacht zu haben, als, daß diese von

ihrem Einkommen nichts für künftige Unglüksfälle zurüklegen konnten.

Das kümmerte sie indessen wenig. Sie sahen in ihren Söhnen ihre Erndte, und da diese kindlich gegen sie gesinnt waren, so durften sie nicht fürchten, daß sie jemals in Gefahr kommen könnten Mangel zu leiden.

Wirklich war ihnen auch das Schiksal gewogen, Der älteste Sohn bekam einen ansehnlichen Posten, bei welchem er aber eine Kasse unter seine Aufsicht bekam, deren Rechnungen er führen mußte. In diesem Zufalle lag das Unglük des ganzen Hauses, so wie der Tod des jungen verdienstvollen Mannes.

Vielleicht mag es meinen Lesern im ersten Augenblike lächerlich und unwahrscheinlich vorkommen, daß dieser Mann bei allen Talenten, bei allen Vorzügen, die er hatte, nicht rechnen konnte; daß es ihm etwas gänzlich unmögliches war, eine Rechnung abzuschliessen, und daß er, troz aller Mühe, die er deswegen angewandt, es nicht dahin bringen konnte, dieß zu lernen.

Doch daß dieß der Fall in andern ähnlichen Dingen bei mehreren Menschen sei, bestätigt die Erfahrung auf vielerlei Art. Ich kenne selbst einen jungen Mann, der nicht ohne Kopf und Talent ist, der eben dadurch ein grosses Glük machen könnte, wenn er einen Brief gut zu entwerfen verstände. Er ließt viel, er giebt sich Mühe, indessen bleibt es für ihn eine Unmöglichkeit, und er wird der Aus=

sicht entsagen müssen, die für ihn da ist, und wozu dieß erfodert wird.

Beide Brüder dieses Hauses waren indeß die innigsten Freunde, und das Talent, welches dem einen abgieng, besaß der andere im desto grössern Grade. Wie dem ältern Bruder der einträgliche Posten angetragen wurde, hegte er wegen des Defekts, dessen er sich bewußt war, Zweifel, ihn anzunehmen. Er eröffnete sich seinem Bruder, und dieser verband sich, unter dem Siegel ewiger Verschwiegenheit, immer seine Rechnungen ihm zu berichtigen. Da sie beide gern bei ihren Eltern leben wollten, so wollte er einen Dienst in seinem Geburtsorte abwarten, damit sie nie nöthig hätten, sich zu trennen.

Diese stille Verbindung bestimmte den ältern Bruder. Er nahm den einträglichen Dienst an, und seine Familie lebte im Schooße der Zufriedenheit und des Glüks bei dem Wohlstande, den er auch über sie verbreitete.

Sonderbar genug war es, daß er, ungeachtet aller Aufmerksamkeit, die er bei jedesmaliger Revidirung seines Bruders auf dessen Prozedur verwandte, es doch nicht dahin bringen konnte, auch nur einmal einen richtigen Abschluß zu machen; der Bruder hingegen fand gleich, und half zwar allem Uebel ab; ward aber ihm auch dadurch so nothwendig, daß er bei der geringsten Unpäßlichkeit desselben zitterte, und seinen Tod besorgte.

Seine Einbildungskraft, die durch einen gewissen falschen Stolz wirkte, den er abzulegen nicht im Stande war, stellte es ihm als höchst nachtheilig und schandebringend dar, wenn es bekannt würde, daß er einer so grossen Schwachheit zu zeihen wäre. Daher verhehlte er diesen Fehler sorgfältig für jedermann, anstatt, daß er ihn geradezu hätte bekannt machen, und einem rechtschaffenen Manne sich anvertrauen sollen, der im Nothfalle des Bruders Stelle vertreten können.

Diese Einbildungskraft aber wirkte noch nachtheiliger auf ihn selbst. Er stellte sich vor, es schände ihn in sich, daß er so wenig Kopf habe, eine Sache nicht begreifen zu können, die jedem Knaben in der ersten Schulklasse begreiflich und deutlich sei. Das tiefe Nachdenken darüber machte ihn gewissermaßen verwirrt. Er fieng an, in allen übrigen Dingen ebenfalls Mistrauen in sich zu sezen, und glaubte er tauge eigentlich zu gar keinen Geschäften; es sei nur das blinde Glük, welches ihn bisher unterstüzt habe, und zöge das einmal seine Hand von ihm ab, so würde er ein Opfer seiner Dummheit und Ungeschiklichkeit werden.

Um also diesen Zeitpunkt, den er als unvermeidlich voraussah, so lange als möglich hinaus zu schieben, nahm er sich fest vor, keinem Menschen etwas von seinen innern Gedanken zu eröffnen, damit nicht etwa einer oder der andere einen Weg versuchte, sein Glük von ihm abwendig zu machen.

Sein Bruder, der doch in allem übrigen sein Vertrauter war, erfuhr selbst hiervon nichts, und so entwikelte sich in seinem Busen eine Anlage zur Melankolie, die ohne, daß sie ein Mensch gewahr wurde, fürchterlich um sich griff, und in einsamen Stunden ihm zur Hölle wurde.

Bei dem geheimnißvollen Wesen, das er beobachtete, würden auch wir nie dahin gekommen seyn, dieses zu wissen, wenn man nicht nach seine Tode Fragmente von Aufsäzen gefunden hätte, die er über seinen eigenen Zustand gemacht, und deren wir einige mittheilen wollen.

* * *

„Der heutige Abend ist für mich besonders trau„rig. Allein in der Natur ist schön und heiter. „Ich sehe so viele frohe Menschen, denen der Him„mel das Glük hat zu Theil werden lassen, nüz„liche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu „seyn. Ich werde bald unnüz für dieselbe werden, „werde bald ihr zur Last seyn. Warum ließ mich „das Geschik nicht in einem Stande geboren wer„den, wo ich bloß meiner Hände Arbeit bedurfte? „oder warum wurde mein Kopf so schwach, daß „ich nicht begreifen kann, was andere so leicht „begreifen; ich nicht fassen kann, was andern „Spielwerk ist? Jede Minute lehrt mich, daß man „leicht vergessen kann, was man schon weiß, und „wenn der Augenblik über mich kömmt, wo ich „alles vergesse, wie soll ich dann ohne gänzliche

„Schande und Vernichtung vor der Welt bestehen?
„O ewiges Wesen, behüte nur meinen Verstand;
„wenigstens, so lange meine Eltern leben!„

* * *

„Also wieder einmal durch meines Bruders
„Hülfe der Schande entgangen! Wie ihm das so
„leicht von der Hand weggeht! Wie er ganz ohne
„Aengstlichkeit ein Werk endigen kann, bei dessen
„Anblik ich schon zittre! Wie glüklich er ist!„

„Und doch, ich will ihn nicht neiden. Nein,
„ich will ihm danken, daß er mir so brüderlich zu
„Hülfe kömmt. Ich will der Vorsehung danken,
„daß sie mir ihn gab. Ich will mich als das
„Werkzeug ansehen, durch welches er wirkt. Sollte
„sich einmal sehen, daß auch meine übrigen Fähig=
„keiten, mein Amt zu führen, sich verlieren, gut,
„so will ichs auf ihn übertragen; so will ich lie=
„ber vor der Welt als der Blödsinnige erscheinen,
„dann sie betrügen. Oder ich will — doch das
„ist ein Gedanke, den ich wohl überlegen muß.„

* * *

„Immer schwächer und schwächer wird mein
„Kopf. Wenn ich eine Weile nachdenke, so glau=
„be ich, ich kann gar nichts mehr denken; und
„wenn mein Denken aufhört, so hört mein Wis=
„sen auf. Wenn mein Wissen aufhört, hört mein
„Dienst auf; und wenn mein Dienst aufhört, hört
„meiner Eltern Unterstüzung auf. Rasend möchte

„ich werden. Ich sehe schon im Geiste Vater, „Mutter und Schwester Kummer leiden.“

„Und warum drängt sich mein Bruder immer „aus allen diesen Ideen hinweg? Warum ist er „gerade ausgeschlossen von diesen Bildern? Sollte „er undankbar seyn können? Sollte er meine El„tern und mich verlassen können? Das wäre schrek„lich! Oder sollte sein Schiksal überhaupt bald „aufhören? Sollte er bestimmt seyn, nicht mit in „dieß Unglük verwebt zu werden? Gedanken, wo„hin führt ihr mich? Fort, Phantom, Gespenst! — „Ach, ich höre auf zu fühlen!“

* * *

So waren noch mehrere Beweise seiner zerrütteten Besinnungskraft, zu finden. Eigentlich weiß ich nicht, ob ich das Ahndung nennen soll, was er vielleicht vom Tode seines Bruders vorher empfand. Denn dieß war wirklich das Geschik, das seiner wartete.

In der Blühte seiner Jahre legte sich dieser brave junge Mann. Die erste Nachricht von seiner Krankheit würkte auf den ältern Bruder betäubend. „War es das?“ — Dieß waren die einzigen Worte, welche er darüber sagte, und erst eine Stunde hernach erschien er vor des Bruders Bette.

Ohne Arzt zu seyn, errieth er die Gefahr der Krankheit. Bruder, sagte er, du wirst sterben, und ich werde nicht lange nach dir leben. Diese Worte hatte die Schwester gehört. Sie hatten

hernach beide eine besondere Unterredung, von der man nichts erfahren hat; so viel man indessen schliessen kann, ist sie die Ursache gewesen, warum nach dem Tode des jüngern Bruders der ältere gelaßner war, als man gedacht hatte.

Hatte der Sterbende ihm Rathschläge gegeben, die jener auszuführen für möglich hielt, und die er hernach nicht mehr so fand; oder hatte er ihm vielleicht einen Ausweg gezeigt, den ihm sein unglückliches Gestirn unterdessen wieder aus dem Wege räumte — das bleiben alles Muthmaßungen ohne Gewißheit.

Vielleicht hätte der Kranke, der seines Bruders Schwäche zum Theil von ihm erfahren, zum Theil errathen hatte, noch mehrere Sorgfalt in Ansehung desselben gebraucht, und den Vater gewarnt; allein seine Krankheit schlug schnell in ein hiziges Fieber um, und er verlor jede Besinnungskraft.

Nach seinem Tode trieb der ältere Bruder seine Geschäfte vor wie nach. Er hatte halbjährig seine Rechnungen zu übergeben, und erst vor kurzem war dieses geschehen. Es gieng also ein ganzes halbes Jahr hin.

Wie aber diese Zeit erschien, fand man ihn eines Morgens erschossen an seinem Schreibepulte.

Die Sache machte natürlich viel Aufsehen. Es wurde alles bei ihm versiegelt. Vater und

Mutter waren in der äussersten Bestürzung. Bei der Untersuchung fand man beim Abschlusse seiner Rechnungen ein Deficit von ein paar tausend Thalern. Ein Glük für seinen Nachruhm, und seine unglükliche Familie, daß rechtschaffene Leute revidirten. Der Irrthum bestand bloß im Zusammenrechnen. Die Kassa war richtig.

Es fand sich ein Brief an seinen Vater, den ich nicht ganz habe bekommen können, der aber ohngefähr folgenden Inhalts war:

„Mein Schiksal ist nur dadurch traurig, weil „ich sie kränken muß. Mir fehlt kein Geld in „meiner Kasse, allein, ich kann mit den Rech„nungen nicht fertig werden. Es fällt mir zu „schwer, mich selbst zu schänden, und mich als „ein unnüzes Mitglied der Gesellschaft darzustel„len. Ueber meinen Dienst habe ich mir keine „Vorwürfe zu machen. Sie wissen, ich genoß „das wenigste von meiner Besoldung. Ich füh„le, ich verdiente sie nicht. Ich glaubte, es wür„de ihnen leichter seyn, der Welt zu sagen: sie „hätten einen unglüklichen Sohn, als daß er ein „Taugenichts wäre. Darauf gründet sich mein „Entschluß, diese Welt zu verlassen. Helfen kann „ich ihnen nicht mehr, schaden gewiß. Bedau„ren sie mich, und wenn meine That sie belei„digt hat, so verzeihen sie in die Ewigkeit hin„über ihrem sehr unglüklichen Sohne.„

Mit welchem Herzen laß der Vater das Blatt!

Wie leicht war dem zu helfen! rief er aus, und hob die Augen gen Himmel. War ihm es nicht zu verzeihen, daß er dorthin' einen Augenblik murrte? War er nicht zweier Söhne beraubt, die ihm so viel gewesen, und überwog die Freude, sie gehabt und erzogen zu haben, wohl den Schmerz, sie izt so zu verlieren?

Die glüklichste Familie war zur unglüklichsten geworden. Die Schwester dieser jungen Männer hat nicht das beste Loos. Die Eltern weinen noch, und ihr Trost wird gewiß erst dann erwachen, wenn sie ihren Söhren werden gefolgt seyn.

Ist nicht der Mensch ein schwaches Geschöpf, wenn eine solche Kleinigkeit fähig ist, das ganze Sistem seines Daseins über den Haufen zu werfen? War dieser Mann zu bedauern, oder strafwürdig?

O Ewiger! der du tiefer siehest, als wir Menschen sehen, gieb doch jedem so viel Theilnehmung, daß er nicht über seinen Nächsten richte nach dem äussern Schein!

William und Walli.

(Die See nahm die unglüklichen Liebenden auf.)

Ein angesehener Kaufmann der Stadt London, Welderbek mit Namen, trieb seinen Handel mehrentheils nach Westindien. Er hatte selbst öftere Reisen dahin thun müssen, und war glüklich in seinen Geschäften sowohl, als in den Reisen, die er unternahm. Nach der Rükkehr von einer derselben fand er ein Mädchen, mit welcher er glüklich leben zu können glaubte, und heirathete sie.

Wenig Monate nach seiner Verheirathung starb ihm einer seiner besten Leute in Indien, der das ganze Geschäft dort dirigirte; und die Nothwendigkeit einem andern alles selbst zu übergeben, um nicht in den größten Schaden zu kommen, zwang ihn eine Reise, die er erst in einigen Jahren wieder unternehmen wollen, zu beschleunigen.

Bloß seiner Gattin wegen war er eine Weile hindurch bekümmert; sie liebten sich von beiden Seiten sehr, allein sie war in andern Umständen, und er durfte es nicht wagen, ihr den Antrag zu thun, mit ihm zu reisen, so ungern er sie auch ohne seine eigene Gesellschaft zurük ließ. Sie befreiete ihn von diesen Zweifeln, indem sie sich selbst zur Mitreise anbot. Sie hatten eine glükliche Fahrt,

kamen an, und genossen die vortrefliche Jahrszeit mit allem nur möglichen Vergnügen.

Da Welderbeks Geschäfte in London nicht so sehr dringend waren, so beschloß er die Niederkunft seiner Gattin in Indien abzuwarten, besonders, da sie eine Freundschaft mit einer Person ihres Geschlechts gestiftet hatte, die sie ungern verließ.

Dieses war die Frau eines Indianers, der sich aber in englischen Schuz begeben, die Sitten und Gebräuche der Engländer angenommen, ihre Sprache gelernt, und unter ihnen sich angekauft hatte. Seine Gattin war noch weit glüklicher dadurch geworden, als er. Sie war ein Weib von edler schöner Gestalt, und von ausgezeichnetem Verstande. Ihr zu Gefallen that er eigentlich den Schritt.

Nicht weit von der Stadt, in der Welderbek sein Komtoir hatte, hatte dieser Indianer den Hauptsiz seiner Plantagen. Welderbek machte viel Geschäfte mit ihm, hatte ihn besucht, und dadurch war der beiden Weiber Freundschaft gegründet worden. Noch genauer kettete sie ihre beiderseiseitige Lage an einander, denn jene war auch schwanger, und sah ihrer Niederkunft entgegen.

Da die Landluft von den Aerzten für ungleich zuträglicher gehalten wurde, als die Stadtluft, so nahm Welderbek das Erbieten des Indianers an, die übrige Zeit seines Dortseins in seinem

Landhause zu verleben. Ihre Freundschaft wurde immer enger geknüpft, und man sah einer kommenden Trennung wirklich schmerzensvoll entgegen.

Beide Gattinnen kamen gerade an einem Tage nieder. Welderbeks Frau brachte einen Sohn zur Welt, und die Indianerin eine Tochter, ein schönes Kinderpaar, an dem die Eltern kindische Freude verriethen. Welderbeks Junge war blondgelokt, und die Indianerin pechschwarz von Haar und Augen. William wurde er genannt, und Walli war der Name der kleinen Schönen.

Die Zeit des Scheidens nahete sich, ob man gleich noch drei Monate zugegeben hatte. Unter den Flügeln der Freundschaft schwindet die Zeit, Tage verfliegen gleich Stunden, Wochen werden zu Tagen, und Monate nehmen ihren Plaz ein.

Die Kinder waren fast noch genauer an einander gekettet, als die Erwachsenen. Da sie beständig bei einander gelebt hatten, waren sie sich so gewohnt geworden, daß ihre kleine Arme sich nach einander ausstrekten, wenn man sie nur von einander wegtrug. An dem Tage, da Welderbek sich zur Abreise in Wagen sezte, war es, als ob sie ihre Trennung ahndeten. Sie schrien beide sehr lange, und man hatte Mühe sie zur Ruhe zu bringen. Selbst einige Tage nachher dauerte die Unruhe fort, bis in ihrer noch unreifen Erin=

nerungskraft das Vergnügen der vergangenen Tage erlosch, um einst lebhafter wieder zu erwachen.

Welderbek langte glüklich in London an. Die Erinnerung an seinen Freund war ihm schäzbar, allein die aufgehäuften Geschäfte liessen ihn nicht mit solcher Fülle der Seele an ihn denken, daß die Erinnerung nagend geworden wäre. Auch seiner Gattin war das Andenken ihrer Freundin immer vor Augen, aber sie hatte auch in London Freundinnen, und wieder sehen und wieder geniessen machte jene Last leicht. Der kleine William nahm zusehends zu, und wuchs in der Hoffnung auf, daß er einst seiner Eltern Glük und Freude werde würde.

Ganz anders sahe es im Hause des Indianers aus. Walli zwar wurde in eben dem Maaße groß wie William. Allein die Eltern waren nicht glüklich. Es war, als ob mit ihren englischen Freunden die Zufriedenheit ihr Haus verlassen hätte. Wallis Mutter gieng traurig und still umher. Nur die Blike ihres Mannes konnten sie erheitern, und diese hatte sie so selten, da die Besorgung seiner Plantage ihn fast den ganzen Tag von ihr entfernt hatte. Immer stand das Bild ihrer verlornen Freundin vor ihren Augen. Sie konnte sich mit keiner andern trösten, denn sie hatte keine. Unter ihrem Volke hatte man sie verachtet, weil sie sich dessen Sitten und Gebräuchen entzogen hatten, und die Einwohnerinnen um

sie her neideten sie ihres Glüks und ihrer Reichthümer wegen.

Der Indianer fühlte auch den Verlust seines Freundes, doch nicht in dem Maaße wie seine Gattin. Er war Mann, und dann hatte er Beschäftigungen. Er hatte, seitdem er, mehr seinem Weibe zu gefallen, als um seiner selbst willen, seine Nazion verlassen, ausser Welderbek keinen innigen Freund gefunden, aber unter seiner Nazion hatte er ihrer doch noch innigere gehabt. Ueberhaupt schien ihm bei aller Redlichkeit und Offenheit der Engländer immer noch ein gewisser Eigennuz hervor zu schimmern. Eine Eigenschaft, die wir kultivirtere Nazionen gar nicht bemerken, weil gerade unsere Kultur sie mit sich bringt, die aber denen Nazionen, die nach Bedürfnissen leben und handeln, natürlich auffallend werden muß.

Der Indianer war reich, und wie er seine Nazion verließ, machte man es ihm zum Vorwurf, daß er den Bedürftigen unter ihnen nicht mehr beistehen würde. Er zeigte in der Folge, daß das nicht sein Zwek war, noch in seinem Plan gewesen sei. Da er izt weit mehr zu verdienen im Stande war, als ehedem, so theilte er auch weit mehr aus, und seine Gaben wurden seiner Nazion mehr zu Theil als den Engländern. Diese Erhaltung seiner Pflicht, und die Ueberzeugung, daß seine Gattin an der Trennung mehr schuld

sei, als er selbst, erhielten ihn in der allgemeinen Liebe.

Er sah die Leiden seiner Gattin, und suchte sie zu trösten. Aber er fand, daß alles das nichts wirkte. Ihre Gesundheit nahm ab, ihre Farbe vergieng, und ein einziges Jahr brachte sie so zurüke, daß er für ihr Leben zittern mußte. Da er sie bis zu so grossen Aufopferungen geliebt hatte, so mußte ihr Verlust ihm natürlich sehr schmerzhaft seyn. Er wandte alles an, sie zu retten.

Eines Abends, als die kleine Walli schon eingeschlafen war, die Mutter im Gefühl ihrer immer mehr wankenden Gesundheit neben ihm saß, der so sehr, wie sie trauerte, kam ein Brief aus England von ihrer Freundin an sie. Ihre Miene erheiterte sich nach langer Zeit zum erstenmal zum Lächeln. Ach die gute Welderbek, sagte sie, denkt doch an mich.

Sie öffnete den Brief. Er enthielt Nachrichten von ihrer Gesundheit und ihren Freunden, denen zur Vollkommenheit nichts fehlte, als ihre Gegenwart.

Ja wohl, rief sie aus, wäre ich in England, da wollt ich auch froh seyn; da wäre ich glüklich und könnte wieder gesund werden. Sie verfolgte aber den Gedanken nicht, denn sie fürchtete sich ihren Gattin zu kränken. Man sprach indessen viel von England. Die Namen Welderbeks, seiner Gattin, und des kleinen Williams wurden oft

genannt, und in der Hoffnung davon zu träumen, legte man sich.

Des Indianers Gewohnheit war, sehr früh aufzustehen. Er gieng dann zu den wichtigsten Pläzen seiner Plantage, und ordnete die Arbeiter, die ihn alle sehr liebten, weil er menschlich und mild mit ihnen umgieng.

Diesesmal stand er noch früher als gewöhnlich auf. Ihm war die Aeusserung seiner Gattin wegen England nicht entgangen. Er war aber ein Mann, der nie unüberlegt handelte. Er hatte den Gedanken und den Wunsch ihr hierin zu willfahren nicht verschlafen können. Mit ihm hatte er sich niedergelegt, und beim Erwachen war er noch in seiner Seele. Er gieng wohl eine halbe Stunde umher, ohne daß man hätte errathen können, auf welche Seite sich sein Entschluß lenken würde.

„Ja, rief er endlich aus — Er ist fest. Ich will sie nach England führen. Es ist wahr, ich habe keine Hoffnung, sie jemals wieder zur Rükkehr aus England bewegen zu können. Ich verlasse eine Nazion, unter denen tausende, denen ich wohl that, mich vermissen werden. Ich weiß nicht, ob Geschäfte in einem Lande, welches ich nicht kenne, mir so glüklich von statten gehen werden, daß ich ferner wohl zu thun vermag. Jede meinen alten Landesleuten zu erweisende Wohlthat ist dort mit Gefahr verknüpft. — Aber

soll ich deswegen mein Weib untergehen sehen? Soll sie, die mir die nächste war und ist, ein unschuldiges Opfer werden? ein gewisses Opfer für ungewisses Gutes, was ich vielleicht thun kann, und wozu vielleicht auch das Glük alsdann den Beistand mir versagt?

„Lebten meine Landsleute nicht, ehe ich ihnen Wohlthaten erwieß, und läßt der Schöpfer unser aller, wohl eines seiner Geschöpfe ohne Hülfe! Kann er mir nicht dort mehr Segen geben, als hier? Kann er nicht meinen Armen andere Hülfe bereiten, und kann er mich nicht mit dem Verluste alles des meinigen strafen, wenn ich das Weib, das edle Weib, welches er mir gab, so leichtsinnig aufopfere? —

So sprach der Indianer, gieng nun froh an seine Geschäfte, und kehrte dann wieder nach Haus zurük, um seiner Gattin zu sagen: sie solle England sehen, solle dort gesund werden, solle in den Armen ihrer Freundin glüklich bleiben, wenn sie sich nicht von ihr trennen könnte.

Mit welchem Entzüken nahm seine Gattin diesen Beweis seiner Liebe auf. Diese Versicherung machte sie ganz heiter. Sie schien auf einmal wieder aufgelebt.

Sie beredeten sich nun über ihre Einrichtungen. Er wollte seine Plantagen verkaufen. Nach langem Weigern ließ sie es ihm zu. Es geschah nun alle Vorbereitungen zur Reise, ohne daß jemand

etwas davon muthmaßte. Die Indianer, die von seinem Verkaufe hörten, glaubten, er würde zu ihnen zurükkehren.

Nur seine Freunde in England wußten alles, und freuten sich unaussprechlich über diesen Entschluß. Sie sollten ihre innigsten Bekannten wieder sehen, mit ihnen leben. Die kleinen Kinder, die sich so ungern getrennt hatten, sollten wieder zusammen spielen. William nannte den Namen Walli in seiner lallenden Sprache oft, denn oft sprach man ihm von ihr vor.

Es giengen noch einige Monate hin, ehe man in Ordnung kam. Wallis Mutter hatte sich bei diesen Einrichtungen mehr angegriffen, als ihre Kräfte es erlaubten. Ihre schnelle Besserung war Folge der Freude gewesen. Ihre Krankheit kehrte wieder. Gerade, wie man mit allem in Ordnung war, griff sie dieselbe aufs allerheftigste an, und ein achttägiges Lager machte ihrem Leben ein Ende.

Trostlos stand der Gatte bei der Leiche. Aengstlich strekte die kleine Walli ihre Hände nach der Mutter aus. Umsonst, die Arme, die sie sonst zärtlich umschlossen hatten, nahmen sie nicht mehr auf.

Dieser Tod wurde bald bekannt, und die Indianer schikten eine Deputation an ihren Landsmann. Einer der Weisen ihres Volks, und die nächste Verwandtin der Verstorbenen waren es, die ihn besuchten.

Der Indianer nahm sie freundschaftlich auf. Er ließ sie sezen, und hörte sie gelassen an.

Ich bin gesandt, dich zu beklagen, sagte die Frau, daß du ein Weib verloren hast, die du sehr liebtest. Du handeltest an ihr als ein vernünftiger, menschlicher, liebvoller Mann, und unser Geschlecht verehrt dich deswegen. Dein Weib hat eine Tochter hinterlassen! Du kannst sie nicht erziehen. Es steht bei dir, sie einer Europäerin anzuvertrauen, aber deine Verwandte hätten sie gern. Sie kennen ihre Pflichten — sie bitten dich darum.

Ich danke dir für dein Beileid, meine Freundin; sagte der Indianer. Wegen meiner Tochter erwarte meinen Entschluß. Schnell kann ich ihn nicht fassen.

Ich, hub der indianische Weise nunmehro an, ich komme dich zu bitten, zu uns zurükzukehren. Ich komme nicht allein, dich darum zu bitten, sondern dir deswegen Vorstellungen zu machen. Wir wissen, du bist deines Weibes wegen von uns gewichen. Der über uns, grösser als wir, hat sie dir genommen. Was kettet dich noch hier.

Ich stelle dir vor, daß dein Weib gerade in dem Zeitpunkt starb, da du uns ganz verlassen wolltest. Was will die Hand der Vorsehung damit sagen? Wollte sie dich nicht halten?

Zwar die Gemeinen unter uns glauben, du habest zu uns zurükkehren wollen. Wir Weisere riethen besser. Deines Weibes zweite Seele ist in England.

Dahin wollte sie auch. Der Grössere als wir wollte das nicht, und sein Wille ist der beste. Izt frage ich dich, glaubst du wohl, daß du mit gutem Gewissen den Wink verwerfen darfst, der dir gegeben wird? Du hast dich von deinem Volke gesondert, und dessen Liebe nicht verloren. Man sehnt sich nach dir, man betet für dich, man wünscht dich zurük. Du bist ein Vater von Tausenden in der Entfernung durch deinen Reichthum gewesen. Ohne diesem kannst du es in der Nähe durch deine Weisheit und deinen Rath von mehreren werden. Besinnst du dich um eines Freundes willen?

Dein Weib wurde nicht von uns geachtet. Nachreden von ihr würden dich kränken. Erlaube uns eine kleine Unwahrheit, die zum Besten deiner Tochter, und deiner selbst gereicht. Sage, sie habe zurükkehren wollen, und man wird ihr Andenken anbeten. Was antwortest du?

Morgen will ich dir antworten, entgegnete ihm Wallis Vater.

Er überdachte sich die Sache, und sagte am andern Morgen seinem Freunde die Rükkehr zu. Ein Umstand nur, sprach er, ist mir bedenklich. Ich bin wegen meiner Walli unschlüssig. Mein Weib würde sie nie zu euch gelassen haben. Mich rufen meine Pflichten. Ihr Wille aber enschied über ihr Mädchen.

Ihr Wille, sagte der Weise, entschied immer erst nach dem deinigen; und wenn dein Weib einen

thörichten Willen hatte, legte sie den nicht etwa ab, so wie sie die Wohnungen derer über uns berührte, wo der Wille weiser wird? Und du glaubst dich also berechtigt, ihre Thorheiten noch wider ihren Willen zu erfüllen, den sie gewiß gleich nach ihrem Hinscheiden geändert hat? Hör, mein Freund, deine Pflichten gegen dein Kind liegen dir noch näher, als die gegen dein Weib. Sie hatte ihren Willen, deine Tochter nicht. Wenn du sie nicht mit zu uns nehmen willst, so ist deine Pflicht bei ihr zu bleiben, dann habe ich dir nichts weiter zu sagen, und gehe.

Er wollte wirklich gehen, der Indianer aber rief ihn zurük.

Bleib noch, denn ich bin entschlossen meine Tochter mitzunehmen. Und noch mehr, ich bin entschlossen gleich mit dir zu reisen, wenn du mir vorher Zeit lassen willst, einen Brief an meinen Freund nach England zu schreiben, und von zwei aufrichtigen Menschen, die ich hier kenne, Abschied zu nehmen.

Das will ich dir gern erlauben, sagte der Weise. Ich wußte wohl, daß du immer noch deinen alten Werth besässest, ausserdem wäre ich nicht nach dir gegangen. Ich bin keiner abschlägigen Antworten gewohnt, weil ich nur Vernünftige anspreche.

Indessen kam die Verwandte. Hör einmal Freundin Bertu, ich will meine Tochter mit zu euch

nehmen. Du bist weise und geschikt. Ich überlasse sie deiner Regierung. Du bist ihre nächste Verwandte, du wirst sie tugendhaft und edel erziehen.

Das wußte ich wohl, sagte diese, daß du sie mir geben würdest, denn sonst wäre ich nicht hergegangen. Wenn der Grosse über uns es anders beschlossen gehabt, so hätte ich nie mein Vaterland wieder sehen können, denn ich sagte meinem Geschlechte: ohne Walli kehre ich nicht zurük.

Der Indianer erstaunte über das Zutrauen, welches man zu ihm gehabt; er entfernte sich, nahm von den wenigen Abschied, bei denen er es zu thun beschlossen, und sezte sich dann um Folgendes an seinen Freund nach England zu schreiben.

Mein lieber Welderbek!

„Ich hatte dir, deinem Weibe und deinem Wil-„liam die Hoffnung gemacht, daß die Seelen, die „euch lieben, ich, mein Weib und Walli hinführo „mit euch leben sollten.

„Wir sterbliche Menschen beschliessen oft etwas, „woraus nichts wird. Das Beispiel ist izt vor-„handen. Der Grosse über uns muß gefunden „haben, daß es für uns dienlicher ist, daß wir „nicht beisammen sind. Er nahm eine Haupt-„person von uns hinweg. Er hat mein gutes Weib „mir voraus zu sich berufen, und ich und Walli's „Seele weinen über sie.

„Allein er hat mich dadurch auch strafen wollen,

„daß ich mein Vaterland verließ. Meine Brüder „rufen mich und Walli. Des Grossen Strafe „könnte mich in Walli's Verlust noch mehr tref„fen. In mir rufts laut: Geh deiner Pflicht nach.

„Ich folge. Ich vergesse den Gedanken an Eng„land, aber nicht an meine Freunde. Ich wollte „unter euch leben, aber ich soll nicht; ich werde „indessen unter dem Schuze eurer Freundschaft, „und eurer Wünsche leben, so wie die meinigen „mit euch seyn werden. Ich wollte euch Walli „auch zuschiken. Allein die Tochter muß beim „Vater seyn. Ich lese durch ihre Augen in ihrer „Seele, daß sie William grüssen läßt. Sein Na„me wird oft von ihrer unschuldigen Zunge gelallt. „Die Mutter lehrte ihn ihr, und es scheint, als „ob sie die Mutter eher aus dem Gedächtnisse ent„fernen wird, als dieses Kind, dessen Züge ihrem „Herzen fest eingeprägt seyn müssen.

„Mein Weib starb mit Segenswünschen und „Segensgefühl über ihre Freundin. Sie war über„zeugt, daß sie dieselbe einst wieder sehen würde. „Ich hoffe das nämliche. Ich bin darum der „Meinung eurer Lehrer zugethan, die keinem Volke „einen besondern Aufenthalt in jenem Leben gestat„ten, sondern sagen: wir würden alle — wir Men„schen alle mit mehrerer Freiheit begabt, uns sehen „und geniessen können.

„Und in dieser Hoffnung, du Freund meiner „Seele, leb wohl, wenn ich dich auch nicht in

„dieser Welt wieder sehen sollte, so geschieht es „dort. Nehmt euch den Tod eurer Freundin nicht „so sehr zu Herzen. Wir sind alle Sterbliche. „Wer früher die Reise ins unbekannte Land an„tritt, der wird früher vollkommener, denn in „der Veränderung kann nur Vervollkommung „verborgen seyn, oder der Grosse über uns müßte „keinen Zwek zu unserm Besten haben.

„Ich werde mich eures guten freundlichen, gast„freien, wohlthätigen Hauses sehr oft erinnern; „oft in Gedanken bei euch seyn, und wenn die Ge„legenheit es zuläßt, sollt ihr auch Nachricht ha„ben, von dem euch zugethanen Indianer.“

Nachdem er den Brief abgegeben, machte er sich auf, und zog mit seinen Landsleuten. Mit Jubel und Freude wurde er unter seinem Volke empfangen. Es wurden ihm zu Ehren Feste angestellt, die acht Tage dauerten. Man trug ihm einen der wichtigsten Posten an. Walli wurde als eine Prinzessin geehrt. Bei herannahender Reise wurde ihre Schönheit und ihr Verstand bewundert. Sie gleicht einer Blume sagte man, die zum erstenmal unter ihren Geschwistern erscheint; schöner als sie, aller Welt Augen auf sich zieht, und Bewunderung mit Recht einerndtet.

Walli wurde aber auch nicht allein in dem unterrichtet, was zur Erziehung einer Indianerin des ersten Ranges gehört, sondern ihr Vater, der seine einzige Freude an ihr sahe, der keine

Stunden seliger zubrachte, als die er mit ihr verlebte, unterrichtete sie auch in allem dem, was er an den Europäerinnen gutes gesehen hatte. Walli begriff leicht, und ward durch diese doppelte Erziehung das Muster eines Frauenzimmers. Mitten unter Indianern sprach sie mit ihrem Vater zwei fremde Sprachen, englisch und teutsch. —

Aber der Indianer war bei aller der Vorliebe, die in seinem Herzen wohl für Europa seyn mochte, doch edel und weise genug, keine Leidenschaft nach diesem Lande in ihrer Brust anzufachen. Vielmehr, wenn Walli sich ängstlich und neugierig nach den Gebräuchen der fremden Nazionen erkundigte, so sagte er ihr, sie giengen nur in Kleinigkeiten von der ihrigen ab. Er habe die Erfahrung gemacht, wie es unter Fremden sich leben lasse, und fände es bei seiner Nazion am besten.

Walli war gewohnt, blindlings auf ihn ihr Zutrauen zu sezen, und schwieg. Allein der Eindruk, den die Mutter mit dem Namen William auf sie gemacht, konnte nicht verlohren gehen. Immer fragte sie, wenn sie nichts mehr fragen sollte und konnte: wie dieser William ausgesehen habe? und der Vater vielleicht aus nicht zu unterdrükender Partheilichkeit für seiner Freunde Kind, ließ sich oft mit Entzüken darüber aus, und mahlte seiner Phantasie gemäß den Jüngling, wie er ihn sich aus dem gesehenen Knaben denken konnte; so durchglühete er Wallis Herz, und erregte unvermerkt

eine Leidenschaft gegen den unbekannten Gegenstand.

Das Schiksal wollte, daß es in England nicht viel besser gieng. Die Nachricht von ihrer Freundin Tod war der Gattin Welderbeks ein Donnerschlag. Izt erst fühlte sie, was sie ihr gewesen war, und wenn gleich der Tod nicht die augenblikliche Folge ihres Schrekens war, so wurde sie doch von dem Tage an, nie wieder gesund, und starb zehn Jahre nachher an den Folgen desselben.

Während dieser Zeit beschäftigte sie sich immer mit dem Andenken ihrer Freundin, unterhielt sich immer von ihr, und wünschte nichts sehnlicher, als nur die kleine Walli noch einmal zu sehen. Sie zürnte über Wallis Vater, daß er das Kind einer andern, als ihr anvertrauen können, da sie gewiß die beste Mutter für sie gewesen seyn würde. Sie kam auf die Gedanken hinzureisen, und sie ihm abzufordern.

Welderbek aber war zu vernünftig um hierein zu willigen. Wäre er nicht bei seinen Landsleuten, sagte er, so wollte ich keinen Augenblik anstehen, dein Verlangen zu erfüllen, und dich hinzubringen. Allein so wäre die Reise vergebens, und dein Herz würde durch die abschlägige Antwort nur noch bekümmerter werden. Er kann und darf sich nicht wieder von ihnen trennen; ja, unser Leben ist in Gefahr, wenn wir den Versuch machen.

So weit wirkte dieß wohl, daß seine Gattin von der Reise abstand; nicht aber, daß sie ihrem Willen und ihrer Sehnsucht nach Walli Einhalt gethan hätte. Besonders mußte William ihr zum Gegenstand dienen, daß sie ihre Unterhaltung immer wieder auf die Freunde brachte. Walli ertönte in seinen Ohren, so oft er bei ihr sich befand. Walli wurde dann so reizend gemacht, daß des Knaben Idee davon hoch und feierlich wurde.

Wie Williams Mutter dem Tode nahe war, und dieser Knabe dem Jünglingsalter mit starken Schritten entgegen gieng, ließ sie ihn eines Tags zu sich kommen, und sagte:

William, dein Vater hat in Indien Geschäfte. Dort ist Walli und ihr Vater. Versprich mir, daß du dahin gehen willst, sobald du achtzehn Jahre alt bist. Versprich mir, daß du deinem Vater nie etwas von dem sagen willst! Versprich mir, daß du Wallis Namen ganz vergessen, nicht wieder vor seinen Ohren ihn willst hören lassen, denn sonst ists um deine Reise geschehen. Sage dem Indianer, Walli's Vater, ich sterbe ohne Groll gegen ihn, und dich wird Walli belohnen.

William fühlte das Eindruksvolle dieser Worte ganz. Die Miene, der Ton, die Anstrengung, mit welcher seine Mutter es sprach, überzeugten ihn, es sei ihr viel daran gelegen, und er versprach zu gehorchen. William überlegte nicht,

daß er in dem Augenblike an für seinen Vater zum Heuchler wurde, und auch seine sterbende Mutter übersah das in dem Eifer, in welchem sie wahrscheinlich seine Seligkeit durch Walli bestimmen wollte.

Wirklich erfüllte von diesem Augenblik an Walli's von der Mutter gemahltes Bild des Jünglings Seele eben so sehr, wie dort sein Bild mit Walli zu Bette gieng und aufstand. Er vergaß den Knaben, er vergaß der kindischen Spiele, er vergaß der Freuden des Jünglings. Durch Arbeitsamkeit und Thätigkeit glaubte er zuerst zu dem Zwek gelangen zu können, den ihm die Mutter vorgeschrieben. Auch freute sich der Vater dieser Eigenschaften an ihm. William wird ein Kind, das mir Freude bringt, sagte er oft. Aber William war nicht sein einziges Kind. Er hatte noch einen Sohn und eine Tochter. Williams Vernunft war nicht ihr Eigenthum. Sie waren durch kein Geheimniß der Mutter frühreif geworden.

Welderbek fand es daher nöthig und zuträglich, sich eine andere Gattin zu wählen, da er selbst nicht die Aufsicht über sie führen konnte; er wünschte, diese Kinder einer Person anzuvertrauen, auf die er, wo nicht die Liebe, doch wenigstens die Achtung übertragen konnte, die er für die Verstorbene gehabt. Er fand eine sehr liebenswürdige und edle Person, und wie es gewöhnlich das Schik-

sal macht, die Zeit webte einen Schleier über die Vergangenheit, und nur das Gegenwärtige stand am Lichte da.

Williams Mutter wurde ganz vergessen, an Walli wurde gar nicht mehr gedacht, und niemanden war das willkommener als William. Auch nicht ein Laut kam ihm von seiner Mutter und Walli über die Zunge.

Das Glük wollte ihm so wohl, daß es ihm, ohne daß er es erwartete, in seinem Vorhaben behülflich war. Welderbek hatte eben willens seinem bisherigen Faktor in Indien den Antrag zu thun, daß er die dortigen Geschäfte für eigene Rechnung übernehmen sollte, als dieser starb.

Welderbek wollte wieder hinreisen, allein seine neue Gattin konnte sich weder entschliessen, sich der See anzuvertrauen, noch auch ihn allein reisen zu lassen.

William merkte das. Er hörte, ohne deswegen horchen zu dürfen, einige kleine Zänkereien mit an, und er überzeugte sich, daß seine Stiefmutter aus wahrer Liebe zu seinem Vater dawider war. Er nahm die Gelegenheit wahr, und bot sich ihr als den Mittelsmann an. Wenn er nicht dem Vater es antrug, so geschah das aus sehr politischen Grüden, denn er abstrahierte sich, seinem Vater könnte dann Walli einfallen, und er gar nichts davon wissen wollen.

Er hatte nicht ganz unrecht. Seine Mutter

nahm sein Anerbieten mit Freuden auf, und säumte nicht, es ihrem Manne vorzutragen. Es fuhr ihm gleich durch den Kopf, und Walli war sein erster Gedanke nach langer Zeit. Verdrüßlich sagte er: Das kann nicht seyn! und verließ das Zimmeer.

William erfuhr das alsbald wieder. Nun machte er sich selbst an den Vater. Er fand ihn tiefsinnig sizend. Vater, sagte er, mir geht ihr Leiden zu Herzen. Ich weiß, warum sie leiden. Meine Mutter leidet eben so sehr, und ich kann beiden helfen. Nehmen Sie meine Hülfe an. In sechs Wochen bin ich in Indien. In drei Monaten bring ich ihre Geschäfte in Ordnung, und nach einem halben Jahre bin ich wieder hier.

Der Vater hörte ihn das standhaft und ohne Zittern aussprechen. Er hatte bei der ersten Erinnerung seiner Frau wirklich gewähnt, da hinter steke etwas. Izt hielt er ihn für ganz unschuldig. Ich habe mich in ihm geirrt, dachte er. Er sagte ihm die Reise zu.

William war im Begriff in ausschweifende Freude auszubrechen. Er hielt aber noch zu rechter Zeit ein. Das wenige, was er bliken ließ, machte seinen Vater schon aufmerksam, und er verlangte deswegen Erläuterung. Der Heuchler mußte vortreten. William konnte kein Opfer bringen, welches so groß gewesen wäre.

Soll es mir keine Freude seyn, sagte er, einen

Vater und eine Mutter zu trösten, beiden die Ruhe wieder zu bringen, die ihnen verloren schien.

Der Vater beruhigte sich. Wie sollte er William nicht trauen. Izt gieng er im Stillen mit sich zu Rathe, ob er William etwas vom Indianer und Walli sagen sollte, oder nicht.

Endlich fielen seine Meinung und Entschluß für das leztere aus. Sie sind vielleicht todt, sagte er. Ihre Nazion und die unsre sind izt Feinde. Brächt ich sie ihm ins Gedächtniß, so könnte er Thorheiten begehen, sein Leben in Gefahr sezen. Ich will ihm die Zeit recht kurz zuschneiden. Ich will mit aller Zärtlichkeit des Vaters ihn bitten zu eilen.

Während daß der Vater das überlegte und beschloß, ängstigte sich der Sohn damit, daß er doch wohl ihm verbieten könne, Walli zu sehen, und zitterte jeden Augenblik für die Aufforderung seines Gehorsams. Er ließ sich aber doch von seiner Angst nichts merken, stellte sich ausserordentlich emsig, und versprach so schnell als möglich, gewiß aber nach drei Monaten, von dort abzureisen.

Der Abschied vom Vater war sehr rührend. Beide besorgt, ohne einander ihre Besorgnisse entdeken zu wollen, ließen dadurch einen größern Grad von Zuthätigkeit bliken. Auch Mutter und Geschwister umarmte er mit ausnehmender Zärtlichkeit.

Zum erstenmale nach langer Zeit schöpfte er frei Athem, da er auf dem Schiffe war. So bin ich

mein eigner Herr, sagte er, und niemand kann mich in dem Vorsaz stören, sie zu sehen und zu sprechen. Aber wenn? — Zuerst oder zulezt? — Er besann sich keinen Augenblik. Nein, des Vaters Geschäfte erst erfüllt, sagte er, dann mit leichterm Herzen zu ihr!

William war geschikt und arbeitsam, und hatte einen faßlichen Kopf. Worauf sein Vater vier Wochen gerechnet hatte, das endete er in der Hälfte dieser Zeit. In zwei Monaten war er fertig. Daß ihm aber auch diese zwei Monate sauer wurden, kann man sich denken, besonders wenn man erfährt, daß er indessen Nachricht von Walli einzog: wie schön sie geworden, wie die vornehmsten Jünglinge ihres Landes sich um ihrer Liebe bestrebten.

Williams Vater war nicht unthätig. Er hatte einem Freunde aufgetragen, auf alle Schritte seines Sohnes Acht zu geben, und zu sehen, ob er etwa Nachforschungen nach der Indianerin machte. Die Nachrichten aber, die dieser Freund gab, und geben konnte, fielen sehr zu Williams Besten aus, und der Vater verlohr dadurch alle Zweifel und Furcht.

William war glüklich genug gewesen, nicht weit von der Stadt einen Menschen anzutreffen, der ein kleines Feld bauete, und davon lebte, den er gar nicht bemerkt haben würde, wenn dieser ihn nicht so aufmerksam betrachtet hätte.

Da William ihn um Ursache frug, antwortete

er ihm, er sähe einem gewissen Herrn Welderbek, den er gekannt, sehr ähnlich — Das wird mein Vater gewesen seyn, sagte dieser. Sogleich warf sich der Mensch ihm zu Füssen, — o so war ihr Vater mein Wohlthäter. Er beredete den Indianer, dessen Sklav ich war, mich frei zu lassen.

Welchen Indianer? Fragen und Antworten wurden izt für beide sehr interessant. Bald zeigte sichs, daß dieser Indianer Wallis Vater war, und eben so schnell entwikelte sichs, daß der Freigelassene die Landessprache der Indianer verstand. William bediente sich seiner zum Boten, und getreu genug hinterbrachte er von dorther William jene Nachrichten, ohne ihn doch genannt zu haben.

Die Zeit, die William übrig war, brachte er zu, ein wenig von der Landessprache zu lernen, um nicht Gefahr zu laufen, ermordet zu werden, und da seines Vaters Geschäfte geendet waren, machte er sich mit seinem Getreuen auf den Weg.

Burlinet, so hieß Williams Gefährte, kannte Walli sehr gut, und beschrieb sie ihm sehr genau. Das Bild kam wirklich mit dem überein, was seine Mutter ihm entworfen hatte, und um so mehr freuete er sich. Es war unter ihnen verabredet, daß sie sich nahe bei des Indianers Wohnung in einem Gehölze verbergen wollten, daß Burlinet hernach in das Haus gehen, und Walli dahin zu bringen suchen sollte.

Ich will mich ihr zu Füssen werfen, sagte er zu

sich selbst, ich will sie fragen, ob sie mich lieben kann? Kann sie es nicht, so will ich sie verlassen, und mein Unglük innig beweinen. Kann sie mich lieben, o so will ich sie erkämpfen von jedem, der es wagen sollte, mir sie streitig zu machen.

Williams Liebe war eine romantische Liebe, in Ideen der Einbildungskraft erzeugt, fortgewachsen, und durch Burlinets Erzählung auf den höchsten Grad gespannt. Burlinet hatte nicht einmal Williams Namen genannt, und nennen dürfen, denn der Indianer wäre gleich aufmerksam geworden, und hätte zu verhindern gesucht, daß er nicht gekommen wäre. Das alles hatte Burlinet William vorgestellt, und nach allem dem wollte William Walli erst fragen und von ihr erforschen, was er thun und lassen könnte oder sollte.

Aber obgleich ein Theil der Verabredung Burlinets, und William eintrafe, so wurde der andre doch vom Schiksal hintertrieben. Sie waren noch eine halbe Tagreise vom Hause des Indianers entfernt, als ein Trupp Indianer auf sie stieß, die eben ins englische Gebiet einrüken wollten. William konnte sein Land und seinen Ursprung nicht verläugnen, und so war man im Begriff, ihn für eine gute Prise zu erklären, und als Geisel zu den Engländern mitzunehmen, um ihnen allerhand anzutragen.

Seines Freundes Burlinets Beredsamkeit half ihm dießmal heraus. Er ist ein Abgesandter der

Engländer, sagte er, er soll zu Walli's Vater; er hat Friedensvorschläge, und sie werden für euch annehmlich seyn.

Wenn man Wallis Vater bei den Indianern nannte, so neigte sich alles, und man ließ William sogleich in Frieden ziehen, als man hörte, er wolle zu ihm. Der Schreken hatte sich indessen doch des Jünglings ein wenig bemächtigt, er wollte ruhen, und Burlinet gieng tiefer in den Wald, um ein Haus zu finden, wo er Erfrischungen für ihn bekommen könnte.

William war sanft eingeschlafen. Ein wiederholtes Rufen seines Namens erwekte ihn. William, William! Er schlug die Augen auf, und sah Walli.

Walli ausrufen, aufspringen, in ihren Armen seyn, alles das war nur ein Augenblik. Walli konnte englisch sprechen. Welch Entzüken für William, der dieß gar nicht erwartet hatte. Bist dus wirklich Walli? Bist dus William, meiner Mutter Freundin Sohn?

Nach diesem Empfange fiel es William wohl nicht mehr ein, nach Hause zurükzukehren. Sie erzählte ihm izt, wie sie um die Krankheit ihres Vaters zu mildern hieher gegangen, um gewisse Kräuter zu suchen, die näher nicht gefunden werden könnten, daß sie ihn hier schlafen gesehen; daß in dem Augenblik das Bild, was ihr Vater ihr als wahrscheinlich von ihm gemacht, so vollkommen eingetroffen wäre, daß sie sich nicht enthal=

ten können, vor Freude seinen Namen wohl zehnmal zu rufen, worüber er denn endlich erwacht wäre.

Walli nöthigte William gleich mit ihr zu gehen, welches er that, sobald Burlinet zurükgekommen war, der die freudige Szene vermehrte. Walli gab ihm darin recht, daß, wenn er vom William geredet habe, ihr Vater gewiß seine Gegenwart verhindert haben würde.

Sie kamen ins Haus, und Walli wollte von keiner Vorbereitung wissen.

Ach Vater, sagte sie, da hab ich die Kräuter, und da hab ich auch unsern William.

William? rief der Alte, und richtete sich im Bette auf, sank aber mit einem Seufzer wieder zurük, als er ihn gesehen. Ach ja, William, du bists, sagte er, und du bist von einem Geiste des Unglüks hergeführt. Ach, es wird uns schlimm gehen!

Nicht so, Vater, sagte William, dem das Wort von Walli in den Mund gekommen, und küßte seine Hand mit der Inbrunst eines Sohnes.

Nenne mich nicht Vater, rief der kranke Indianer mit schwacher Stimme. Das wäre ein Zeichen zu blutigen Auftritten. Rede, du erst, und dann hör auch mich.

William mußte ihm nun seine ganze Geschichte erzählen, und er that das getreulich. Es wurde seiner Mutter manche Zäher vergossen, und Walli

segnete sie laut, daß sie ihm auf ihrem Todbette befohlen zu ihr zu gehen.

Nun aber höre du auch mich, fieng der Indianer an. Ich sehe wohl, Kinder, daß ihr euch liebt, euch vom Grossen dort oben bestimmt geliebt habt, auch lieben würdet, wenn man euch auch trennte. Wer vermag in die Wege des Einigen einen Blik zu thun, oder sein Werk zu meistern? Aber ich muß gestehen, ich habe das nicht erwartet. Uns trennten fast Unmöglichkeiten, und siehe, William, du hast sie überstiegen.

Aber wisse, junger Mensch, du hast in deiner Liebe zu Walli vier Nebenbuhler. Drei derselben fürchte ich nicht, sie würden mir unterthan seyn, sobald ich es nur wollte. Aber einer ist dir gefährlich. Es ist der Sohn unsers Regenten. Man sagt von Walli, sie sei die weiseste ihres Geschlechts, und man will, daß sie dem Regenten mit ihrer Weisheit zu Hülfe komme. Bertu, ihre Erzieherin, hat diese Heirath gemacht, und sie führt die Wache über alles, was Walli unternimmt. Ihr Auge müssen wir fürchten, und das seinige.

Man könnt sagen, ich handelte untreu an meinem Volke, wenn ich Walli ihm entzöge; allein jeder Mensch ist doch erst sich selbst der nächste, und dann seinem Volke, und jedes Weib, das ohne Liebe einen Mann nimmt, ist für die menschliche Gesellschaft ein untaugliches Mitglied. Wie aber es einrichten, daß wir nur vors erste den

Sturm abwälzen, der da kommen wird, wenn ich einen fremden Mann beherberge, und man sieht den jungen Mann mit Walli, und weiß nicht, warum er hier ist?

Burlinet erzählte hierauf, welcher List er sich bedient hätte, um William aus der Indianer Händen zu befreien, und es gefiel dem Alten, diese Maske beizubehalten.

Bertu war die erste, die zu ihnen kam. Sie stuzte, fremde Menschen zu finden. Indessen hielt sie an sich, da Walli behutsam genug war, in nichts sich herauszulassen, und es nicht schien, als wenn sie dabei interessirt sei.

Mespin, so hieß der Sohn des Regenten, bekam indessen den folgenden Tag Nachricht von dieser Erscheinung. Unter dem Vorwande, sehen zu wollen, wie sein künftiger Vater sich befände, besuchte er ihn. William war zugegen, Burlinet ebenfalls, so auch Walli und Bertu.

Nachdem er sich nach allem erkundigt, was die Krankheit und den Kranken betraf, frug er im gelassenen Tone: ob man wissen dürfte, wer die Fremden wären.

O ja, sagte der Indianer, denn du wirst bald mehr von ihnen hören. Bertu hat diesen einen schon vor sechs Wochen bei mir gesehen. Er brachte mir Nachricht von der Ankunft des andern. Der andere ist ein Gesandter vom Könige der Engländer, und ich werde ihn zu deinem Vater senden.

Mespin beruhigte sich gänzlich dabei, auch Bertu, die nun ihre Schuldigkeit gethan hatte.

Wie diese beiden, izt überflüßigen Geschöpfe sich entfernt hatten, überlegte man, was izt eigentlich anzufangen sei.

Kinder, sagte der Indianer, liebt ihr euch denn auch?

W — m. Ach, seitdem ich Walli gesehen habe, kenne ich nichts auf der Welt mehr, was mir so lieb wäre. Ich liebte sie vorher auch, da ich sie noch nicht gesehen hatte; aber was ist das gegen meine jezigen Gefühle für sie? Ich kann, ich kann nicht leben ohne sie.

J. Das sollst du auch nicht, mein Sohn. Aber was sagt meine Walli?

W — i. O Vater! was sollte ich anders sagen können, als, daß ich William liebe, wie meine eigene Seele, daß ich fühle, nach dem Grossen dort oben, und nach dir, ist er mir der erste Schaz auf der Welt. Einem andern heirathen würde ich nicht, und wenn man mir die schreklichsten Martern anthäte.

„Das hast du nicht zu fürchten, erwiederte der Indianer lächelnd. Allein hier, Kinder, könnt ihr nicht bleiben, so gern ich es sähe. Sag du mir, William, von deinem Englande was du willst, hier ists doch besser. Ich fühls, man ist hier ehrlicher.

W — m. Und würde man mir Walli nicht geben?

J. Guter Junge! bald möcht ich sagen, du

sprichst ohne Verstand. Man würde dir sie geben, wenn du von unserer Nazion wärst, ohne Widerstand. Und wenn du der schlechteste unter uns wärest, und sie liebte dich, so würde Mespin zurüktreten, und sagen: Nimm sie! Aber einem Fremden!

W — m. Also mußt du mit nach England.

J. Freilich, das wird nicht anders gehen. Aber öffentlich darf das nicht geschehen. Heimlich, sonst sind wir alle verloren. Das, William, habe ich durch den Umgang mit deinen Landesleuten gelernt, daß ich Unwahrheit reden, und etwas heimliches thun kann. Wir wollen zu Wasser fort. In einem Kanot muthmaßt man unsere Flucht nicht. Wir fahren, als ob wir spazieren führen, längst dem Strande bis an die englischen Küsten.

W — i. Herrlich, Vater, herrlich.

Burlinet. Und ich führe euch, ich weiß den Weg dahin.

W — i. Nur muß der Vater erst gesund seyn. Ehe gehe ich nicht.

J. Und indessen habt ihr euch verrathen, habt gemacht, daß man euer Verständniß bemerkt, und euch entdekt habt; seid Opfer geworden des Rechts, was man an Walli zu haben glaubt.

W — m. Ums Himmels willen, Vater, nicht eine so schrekliche Aussicht. Nein, Walli, wir wollen uns recht in Acht nehmen. Nicht ein Laut von unserer Liebe soll hervorbrechen.

W—i. Und überdem reden wir ja englisch. Wer versteht uns?

J. Als ob die Geberden der Liebe nicht verständlicher wären, als alle Sprache.

B—t. Und eines Indianers Eifersucht, sobald ein Recht zu haben glaubt, ist ohne Grenzen.

J. Ueberdem William, ist es bloß mein Ansehen unter diesem Volke, was dir den Aufenthalt in meinem Hause verstattet; und wenn der Regent mich deinetwegen beschiken läßt, und ich bin nicht im Stande, ihm Auskunft von deiner Gesandtschaft zu geben, habe keine Dokumente aufzuweisen, welche dich schüzen, was soll aus dir, was aus meinem guten Namen werden?

B—t. Da helfen wir uns. Sie verstehen kein englisch. Ich mache die Dokumente. Du verdolmetschest sie, und du hast ihr ganzes Zutrauen.

J. Und mißbrauche dieß Zutrauen aufs schändlichste. Häufe Lügen auf Lügen, Unredlichkeit auf Unredlichkeit. O Kinder, Kinder! was habt ihr aus eurem alten, ehrlichen, rechtschaffenen Vater gemacht? Besser wär es, da ihr einmal dieß Land verlaßt, ihr giengt mit einander, und ich bliebe hier, um meinen grauen Kopf mit Ehren ins Grab zu bringen. Doch nein, das kann ich nicht. Es bleibt beschlossen, ich will meine Walli deinem Vater übergeben, und dann zurükkehren.

Daß Walli das nicht zugelassen haben würde, läßt sich ohnedem denken. Izt aber zu widerspre-

chen, das würde ihr eigenes Glük gehemmt haben. Also sagte sie nichts davon. Aber bei einem Gespräche, welches sie kurz nachher mit William allein hatte, ließ sie sich näher darüber aus.

Glaube nicht, sagte sie, daß ich es ertragen könnte, ohne meinen Vater zu seyn. Nur sein Tod, den der Grosse über uns gebieten kann, und den ich geduldig ertragen muß, ist fähig mich von ihm zu trennen. Allein, wenn er nur einmal erst in England ist, dann soll er seinen Kindern zu Liebe wohl da bleiben. Er hat seinem Vaterlande Dienste genug geleistet. Ich habe den Plan, daß er, um ganz dankbar zu seyn, noch den Frieden mit England stiften soll, und so können sie mit ihm zufrieden seyn.

William hörte wenig auf das, was Walli sprach. Er war nur mit ihr beschäftigt. Ihr Anschauen gewährte ihm schon grössere Freuden, als er je genossen. Er hatte sich ja so viele Jahre darauf vorbereitet, wie sollte es ihm izt nicht willkommen seyn. Da er der Mutter Schilderung so treffend fand, segnete er sie im Grabe. Unter Wilden eine Person zu finden, die jede übertraf, die er in England hätte finden können, und sie auch gleich so mit aufführen zu können, daß sie Glanz um sich her verbreitete, und alle andere verdunkelte, das war weit über seine Erwartung.

Und wie voll und warm schlug dieses Herz für Liebe. Wie drängte sich das warme Gefühl für

ihn sichtlich aus ihrer Seele in ihre Augen, so sichtlich, daß Burlinet alle Augenblike sie bat, es zu dämpfen, und sich zu mäßigen, weil, wenn Bertu nur einmal dergleichen gewahr würde, es im Augenblike mit allen Aussichten vorüber wäre.

Bertu, nichts weniger als der Verachtung werth, eine ehrliche Erzieherin, eine zweite Mutter für Walli, hatte nicht den Haß, sondern wirklich die kindliche Liebe dieses Mädchens sich erworben. Walli hatte ihr vieles von der Ausbildung ihres Verstandes, hatte ihr, dieß offne schöne Gefühl für Tugend zu verdanken, und dankbar seyn, war eine ihrer Pflichten. Allein Liebe für William schien von der Mutter ihr eingeflößt zu seyn, und der Gedanke, Bertu wird nie in diese Liebe willigen, machte sie stumm; denn sie dachte auch auf das Geringste, was zu William Besten gereichen konnte.

Es war sehr gut für den jezigen Augenblik, daß Walli's sonstige Offenherzigkeit gegen Bertu nicht laut wurde. Bertu hieng mit Leib und Seele an ihrer Nazion. Sie kannte ihres Verwandten Neigung für Ausländer. Sie war schon unzufrieden gewesen, daß er Walli die englische Sprache gelehrt hatte. Sie fürchtete immer, so lange die beiden Nazionen einig waren, es möchte ihr einmal die Lust anwandeln, das Land zu sehen, in dem sie gebohren, und wo diese Nazion als Herren und Eigenthümer wohnten. Niemand hatte sich

inniger über den ausgebrochnen Krieg gefreut, als Bertu, und gerade der Krieg war schuld, daß ein liebenswürdiger und höchstgefährlicher Engelsmann sich ihrer Walli genähert hatte.

Wenn schon sie in ihrer Gegenwart sich hüteten, irgend einander Blike, oder andere Zeichen der Uebereinstimmung zu geben, so merkte Bertu doch wohl, daß die Unterhandlungen in englischer Sprache wichtig wären, und mit Feuer geführt wurden.

Man hatte die Vorsicht gebraucht, William einen andern Namen zu geben, weil ehedem in den Unterhaltungen mit Walli der Vater diesen Namen oft genannt, und Bertu darauf aufmerksam werden können. Eben diese Vorsicht aber legte den Grund zum Verderben.

Bertu legte sich — man kann das ohnschwer glauben, aufs Horchen. Nicht um in englischer Sprache etwas zu erhorchen, sondern um zu hören, ob Burlinet und Walli nicht etwa in indischer Sprache sich verschnapten, und etwas merken ließen, was sie noch nicht wußte.

So glüklich war sie nun nicht, aber glüklich genug den Namen William einigemal zu hören, der ihren Ohren auch gleich Mißton war. Zwar wußte sie nicht zu unterscheiden, ob bloß von einem William gesprochen wurde, oder ob dieses selbst William sei. Indessen war die Nennung des Namens genug, um ihr Verdacht beizubringen, daß

er wenigstens ein Abgeordneter von demjenigen brittischen Jüngling seyn könnte, von dem Walli im ehemaligen Entzüken ihres Herzens ihr wohl etwas vorgeschwazt haben mochte.

Mespin, der von Bertu zur Aufmerksamkeit gereizt fast täglich erschien, um zu sehen, was der Indianer machte, und zu hören: was Walli für Entschliessungen seinetwegen gefaßt, wurde auch in diesen Zweifeln von Bertu unterrichtet.

Seine Unterredungen mit Walli bestanden gewöhnlich in der Frage: ob sie ihn lieben könnte, und heirathen würde? worauf die Antwort erfolgte, daß sie ihres Vaters Genesung erst abwarten müsse, ehe sie daran zu denken im Stande wäre. Dießmal frug er sie auch, was sie denn mit dem Fremden von einem Namens William gesprochen habe?

Das Rothwerden konnte Walli sich nicht verbieten, aber Gegenwart des Geistes war immer ihre Sache. Ich glaubte nicht, sagte sie, daß das einem Menschen etwas angeht, wenn sie mit dem Fremden von dem Sohne des Freundes ihres Vaters spräche.

Mespin sah ein, daß er unrecht hatte, weil Walli ihm eigentlich noch keine Hoffnung gemacht, und er kein Recht auf sie verlangen konnte. Er bereuete was er gethan, denn er liebte sie wirklich, hielt sie für aufrichtig, und sich nun in ihre Gunst herabgesezt. Er zürnte mit Bertu, daß sie ihm dazu gerathen habe.

Bertu, die wohl sah, daß mit einem Verliebten nicht viel anzufangen wäre, nahm andre Maaßregeln. Sie wandte sich heimlich an Mespins Vater. Sie entdekte diesem die Liebe seines Sohnes, und den Zufall mit dem Engländer.

Der Regent wollte mit dem Indianer nicht hizig verfahren. Er befahl seine Handlungen genau zu beobachten, und ihm immer das Beobachtete zu hinterbringen. Er schikte selbst an ihn, und ließ ihn fragen: wenn er den Abgesandten der englischen Nazion zu ihm führen würde?

Der Indianer war schon ziemlich wieder hergestellt. Er ließ dem Regenten erwiedern, er würde sich nur noch einige Tage an der Seeküste, wohin man ihn zu gehen, und Wasserfahrten zu machen gerathen habe, verweilen, und dann würde er nebst seinem Gaste erscheinen.

Nebst seinem Gaste? sagte der Regent: eine Unbestimmtheit, die ich an dem Alten nicht gewohnt bin. Sollte seine Redlichkeit mit seinen grauen Haaren wanken? Man beseze die Küsten.

So war also unvermerkt, schon ein starkes Hinderniß dem Projekte in den Weg gelegt.

Aber es sollte noch deutlicher werden. Der Indianer ließ sich eine Hütte am Wasser bauen, und schiffte alle Tage auf der See herum. Ihn besuchten William und Walli, auch Bertu und Mespin, aber keins war noch mit ihm gefahren.

Jedes kehrte Abends nach Hause. — — Auf diesen Heimwegen mochte es nun wohl seyn, daß Walli etwas zu viel Partheilichkeit gegen William bliken ließ, die Mespinen auffallend war; und als Mespin einmal mit Burlinet allein war, sagte er zu ihm: Dein Freund nimmt sich Wallis zu sehr an. Sage ihm, er sollte das nicht thun. Es sei nichts leichter, als das Herz eines Frauenzimmers weich zu machen, und da diese auf keinem Fall ihn heirathen könnte, so sei es unrecht von ihm, einem Dritten seine künftige Frau zu verderben, es möchte sie nun ich, oder ein anderer Indianer heirathen.

Burlinet sagte es William, und Williams Verlegenheit wurde durch das feurige Blut, welches ihm ins Gesichte stieg, etwas sichtbar. Er entschuldigte sich zwar gegen Mespin, allein diesem war das Blatt schon geschossen. Er schwieg indessen, und William mit dem Vorsaze sich mehr zu hüten, hielt die Sache für beigelegt.

Mespinen war es gerade damals eingefallen, daß er einen Indianer kenne, der lange Zeit unter Engländern gewesen, und ihre Sprache wenigstens verstehen gelernt.

Er eilte eine ganze Tagereise lang zu ihm, und brachte ihn mit sich.

Hätten die Verliebten indessen ihre Reise vorgenommen, so wären sie zwar vielleicht nicht durchgekommen, allein das traurige Ende wäre wenig=

stens nicht daraus entstanden, was dadurch erfolgte, daß sie zu lange zögerten.

Den Tag vorher, als die Flucht zur Ausführung auf den andern Abend verabredet war, erschien auch Mespin wieder, der zwei Tage abwesend gewesen, hielt sich aber nicht lange bei dem Alten am Strande auf.

Kurz nach seinem Weggehen, nöthigte William Walli in ihre gewöhnliche heimliche Laube, und da erzählte er ihr erst, was er mit Mespin für eine Unterredung gehabt habe.

Walli erschrak heftig. Das ist kein gutes Zeichen, sagte sie, auch war Mespin heute verdrüßlich, ängstlich, zurükhaltend. Ach, lieber William, wenn uns nur kein Unglük bevorsteht.

Zwischen heut und morgen, beste Walli, was kann uns da geschehen? Und übermorgen früh sind wir auf englischen Grund und Boden. Burlinet und ich, wir haben Kräfte, wir rudern stark.

Ich helfe auch mit, sagte Walli. Aber ach, wenn wir nun schon dort wären.

Sie sprachen noch vieles von ihrer Zärtlichkeit, von ihren Eltern, und daß sie ihre alten Väter recht pflegen wollten; und dann entfernten sie sich, um nach Hause zu gehen.

Auch Mespins Indianer, — denn dieser hatte in einem Baumast, über der Laube, das ganze Gespräch mit angehört, entfernte sich izt. Er wußte genug, und Mespin war nicht ganz weit, um die

schreklichen Neuigkeiten sogleich zu erfahren. — — Also ist es William selbst, knirschte er mit den Zähnen, und morgen, morgen sollte ich sie verlieren? O du Grosser dort oben! Dank dir für deinen heutigen Beistand. Treulose! und du alter Mann, den wir für den redlichsten auf der Welt hielten, wie haben wir uns auch in dir geirrt! Schändlicher Verräther William! Du sollst deinen Lohn erhalten.

Er überlegte, daß es ihm ein leichtes seyn würde, William noch auf dem Wege neben Walli anzuhalten, und zu tödten. Aber dann sah er wohl, würde Walli für ihn verloren seyn, denn alsdann hatte sie eine Entschuldigung ihn nicht zu nehmen. Den Mörder ihres Geliebten, mochte er seyn wer er wollte, war sie nach ihrem Glauben und Gesezen zu hassen verbunden.

Mespin gieng also den klügern Weg. Er klagte alles seinem Vater. Dieser sah die Sache aus einem ganz andern Gesichtspunkte an, als der Sohn. Die Liebe war ihm der wenigsten Betrachtung dabei werth, und er hätte seinem Sohne troken gerathen, ein anders Mädchen sich zu suchen, als eine solche, die einen andern liebte.

Allein, daß der Indianer mit weg wollte, das saß ihm in dem Kopfe. Er wird zum Verräther an seinem Vaterlande bei diesen Kriegszeiten werden, sagte er, und weil er denn einmal Verräther ist, so mag man ihn so behandeln. Er gab in

Geheim die gemessensten Befehle. Sein Sohn wollte sie ausführen, das ließ er aber nicht zu. Sehen kannst du, aber nicht mit handeln, waren seine Worte. Du sollst um der Leidenschaft willen kein Mörder werden.

Der Indianer war indessen wegen eines Ueberfalls unbesorgt. Ihn quälte nur der Gedanke des Unrechtshandelns, und doch sah er keine Möglichkeit, William und seine Walli auf eine andere Art glüklich zu sehen. Er betete zu seinem Gott, ihn zu lenken, und den besten Weg zu zeigen. Leider war er mit Blut bezeichnet.

Der Abend erschien. Alles war bereit. Niemand war froher als Walli und William, wie sie in den Kanot stiegen. Der Alte folgte ihnen tiefsinnig und schweigend. Endlich wandte er sich noch einmal ans Ufer, hob die Hände gen Himmel, und sagte:

Land meiner Väter, und mein Land! Ich verlasse dich, mit dem festen Vorsaze, dich wieder zu sehen. Geschieht es nicht, so rechne mirs nicht zu. Wo auch meine Asche ruhen möchte, sie ist dein Eigenthum. Mein Geist wird in deiner Luft schweben, meine Seele deinen Aether athmen.

Burlinet und William griffen zu den Rudern, und arbeiteten frisch drauf los. Es war noch schwache Dämmerung, doch schon so, daß man nicht weit mehr sehen konnte. Man entfernte sich vom Ufer, um nicht bemerkt zu werden.

Walli sezte sich zum Vater, und tröstete ihn. Du thust viel für mich, sagte sie, und ich hoffe, ich will dir das vergelten. — Wenn ich recht thue, antwortete er, so wirds der da oben vergelten; und thue ich unrecht; — ach Walli, dann wirds mir schlecht vergolten werden.

Auf einmal erblikten sie vor sich zwei grosse, und ein kleines Kanot. Der Indianer wollte umgekehrt wissen, aber alle drei stimmten wider ihn. Es sind Fischer, sprach Burlinet. Sie kennen höchstens dich, verehren dich, und lassen dich gern um deiner Gesundheit willen weiter fahren.

Ach Gott! seufzete der Alte. Izt waren sie bei den Schiffen. Walli erkannte im kleinern Mespin, und schrie laut auf. Die beiden Grossen bemächtigten sich im Augenblike des Ihrigen. Der Indianer und Walli wurden in das eine, William und Burlinet ins andere gezogen.

Walli, fast ohnmächtig, klammerte sich an ihren Vater. Aber man riß sie von ihm weg. Einer der ersten des Volks, der den Auftrag vom Regenten erhalten, stellte sich vor den Indianer.

Du hast nach England fliehen wollen, du bist verrathen. Vertheidige dich, Verräther.

„Verräther war ich nie. Meine häusliche Lage erforderte eine weitere Reise.“

So konntest du sie mit Erlaubniß deines Regenten, nicht aber eigenmächtig unternehmen.

„Ich hätte diese Erlaubniß nie erhalten.“

Das spricht ein Indianer! Du bist ein ausgearteter Stamm. Das Alter hat den guten Saft in dir vertroknet, und die bösen Säfte, von den Engländern in dich gepfropft, sind wirksam geworden. Du bist ein Abschaum deiner Landesleute.

„Das darfst du mir nicht sagen. Du darfst mich nicht richten. Nur der Regent kann das.“

Der Regent hat bereits dich gerichtet, und ich bin nur der Vollstreker seines Befehls.

Walli hatte zitternd alles dieß mit angehört, und das Blut war in ihren Adern fast erstarrt. Als aber bei diesen Worten der Redner einen Pfeil zukte, und in ihres Vaters Herz stieß, da fiel sie mit einem lauten Schrei zu Boden.

Der Indianer hauchte sein Leben schnell aus. Sein Herz war zu gut getroffen. William sah ihn fallen, und rief: Armer Vater! Er sah Walli fallen, und sprang ins andere Schiff, um ihr beizustehen. Mit seinen Armen richtete er sie auf, und die Schiffleute sahen ihm bewundernd zu. Der Anführer hatte keinen Befehl, ihnen etwas zu leide zu thun.

Trennt sie — trennt sie! rief Mespin, und nun fuhr man zu. Man trennte sie, aber man ließ sie auf einem Schiffe; auch band man sie nicht.

Man ruderte der Seeküste lang. Walli hatte sich erholt, und jammerte über ihren Vater. Mespins kleiner Kanot fuhr neben dem Grossen. Aber er kam nicht ans Schiff. Seine Begleiter sprachen

unter einander von dem Schiksale, was William erwartete. Er wird, sagte einer, am Hochzeittage Mespins, lebendig gebraten, und den Hunden vorgeworfen werden.

Dieß erwekte Walli aus dem Traume, in dem sie gewesen war. Sie mochte sichs überdenken, daß William nicht mehr für sie sei, und ihr heldenmüthiger Entschluß war gefaßt.

Auf, William, rief sie diesem zu, wir können nicht für einander leben, wir wollen für einander sterben. Sie sprang bei den Worten ins Wasser, und William zögerte keinen Augenblik, ihr nachzufolgen.

Mespin sah Walli springen, wollte sie retten, und sprang nach. Aber unglüklicherweise warf ihn eine Welle weit hinweg vom Schiffe. Alles sezte sich in Bewegung, den Sohn des Regenten zu retten, und darüber verloren die beiden Liebenden ihr Leben.

Mespin wurde gerettet. Man kam ans Land. Burlinet wurde dem Regenten vorgestellt. Da er nun alle Geheimnisse gewußt hatte, erzählte er die ganze Geschichte von ihrem Ursprunge an. Der Regent trauerte. Man hat dem Alten zu viel gethan, sagte er, man soll um ihn, und um die Liebenden trauern. Mespin starb bald. Er erkannte sein Unrecht, und der Kummer darüber sowohl, als über Wallis Verlust rieb ihn auf.

Man beschenkte Burlinet, damit er zu Wil-

liams Vater reisen konnte, welches er auch that.

Welderbek vergoß viel Thränen um seinen Sohn, verhehlte aber seiner Gattin das Wahre der Begebenheit.

Chiuli,

Vater- und Selbstmörder durch seinen Vater. *)

Daß wir in Europa keinen Despoten haben, der über Handlungen gebieten kann, die unsere Gesundheit und Leben betreffen, ist bekannt. Auch liegt es uns bei unseren Ideen und Begriffen zu sehr ausser dem Gesichtspunkte der Möglichkeit, ja sogar der Wahrscheinlichkeit, daß wir uns darnach richten könnten und würden. Wenigstens würden Menschenalter dazu gehören, um erst diese Gattung von Gehorsam bei uns zuwege zu bringen,

*) Ich habe diese Geschichte mitgetheilt, so wie sie mir gegeben worden, ohne Anzeige des Orts. Sollte sie nicht ganz so wahr seyn, so hat sie doch viel eigenes, und verdient in sofern hier aufgenommen zu werden.

die in den Ländern anderer Welttheile gefunden wird.

Es giebt Völkerschaften, die sichs zum Gesez gemacht haben, sich entweder aus Gehorsam gegen den Befehl ihres Souverains, der ihnen als Strafe den Selbstmord besiehlt, umzubringen, oder auch zu seinem Vergnügen auf seinem Befehl zu morden.

Gehören diejenigen auch zur Zahl der Selbstmörder, die sich den Bauch aufrizen, wenn ihr Herrscher ihnen zuwinkt? Die sichs zur Gnade anrechnen, wenn er an ihren ausgetretenen Eingeweiden sein Vergnügen findet?

Allerdings. Es ist ja freier Wille bei ihnen. Wenn sie es nicht wollten, und er begehrte ihren Tod, so müßte er sie ja tödten lassen. Und wenn er die strengsten Strafen anwendete, sie zu dem Entschluß zu bringen, so blieb es doch immer ihr Wille, ob sie nicht die Pein bis zum Tode, dem Selbstmorde vorzögen. Wenn sie aber durch die Behandlung dahin gebracht wurden, Selbstmord zu wählen, so war doch immer in der Wahl die Verzweiflung der Grund zum Selbstmord.

Daß es also bei der Lage und Denkungsart der dortigen Menschen auch zu den Freuden gehören kann, sich umzubringen, ist eben so wenig sonderbar, als, daß es bei andern Völkerschaften zum Ruhm gereichte. Dieß war nur Schwärmerei in einer andern Art, und Schwärmerei ist am ersten dazu geschikt, die Liebe zum Leben zu unter=

drüken; denn kein Gefühl, keine Empfindung ist, die ihr nicht unterliegen sollte.

Daß es aber auch bei der nämlichen Lage, Denkungsart und Gewohnheit, doch noch Liebe zum Leben giebt, davon hat mir ein Reisender ein Beispiel erzählt, welches ich hier um so mehr mittheile, da es auch eine andere Leidenschaft mit darstellt, die bei uns häufig im Schwange ist, nämlich Vorliebe für manche, und Haß gegen andere unter seinen eigenen Kindern.

Drei Söhne hatte Chiala, deren zwei ihm sehr nahe am Herzen lagen, und der dritte ihm äusserst verhaßt war, aus welchem Grunde, ist mir nicht bekannt geworden. Chiuli, hieß der gehaßte Sohn, er war der jüngste, und seine Brüder merkten kaum, daß ihr Vater ihn haßte, als auch sie ihn zum Gegenstande ihres Hasses, und ihrer Verachtung machten.

Chiuli war in der That übel daran. Er mochte vornehmen, was er wollte, so war es nicht recht. Er mochte die edelsten Handlungen begehen, so wurden sie einer bösen Absicht beigemessen. Wenn er gutes that, gab man ihm schlechte Zweke schuld. Kam ein Armer, und er sprang voraus um ihm etwas zu geben, so sollte es geschehen seyn, um seine Brüder zu kränken. Blieb er zurük, und gab nichts, so hatte er ein hartes Herz, kannte kein Mitleiden, dachte unbarmherzig.

So gieng es in allen. Endlich war er seinem

Vater gar nicht mehr ausstehlich, weil sein Fleiß, und seine gute Seele ihn wirklich vor seinen Brüdern auszeichneten, besonders, weil seine nachgebende Gemüthsart alle die Leiden, die man ihm auflegte, alle die Ungerechtigkeiten, die man gegen ihn begieng, mit einer bewundernswürdigen Gelassenheit ertrug. Auch nicht einmal begieng er einen Fehler, der ihn einer harten Strafe wirklich werth gemacht hätte; und so sah sich sein Vater, der unedel genug dachte, seinen Tod zu wünschen, und der keine Gelegenheit fand, auf eine rechtmässige Weise ihn zu befördern, in die Nothwendigkeit versezt, ihn zu dulden, weil er bestraft worden wäre, wenn er die Vaterpflichten an ihm versäumt hätte.

Ein Weiser aus diesem Lande, der im Hause des alten Chiala oft Eingang hatte, bemerkte diese Zerrüttung im Hauswesen, forschte ihr tiefer nach, und sezte dem alten Vater zu, ihm die Ursachen zu entdeken, die seinen Sohn ihm so sehr zuwider machten.

Wissen wir denn, sagte Chiala, was unser Innerstes regiert? Sind wir mit den Werkzeugen unsers Geistes bekannt? Ich liebe meine beiden andern Söhne, wie ich mich selbst liebe; allein, diesen Chiuli hasse ich, wie ich nichts auf der Welt hasse. Ich würde ihn tödten, wenn die Geseze mir nicht verböten, es ohne Ursache zu thun. Der Weise machte ihm die triftigsten Vorstellungen. Er

sezte ihm die guten Eigenschaften seines verhaßten Sohnes aus einander, bewieß ihm, daß er weit vor seinen Brüdern im Fleiße und selbst in der Liebe zu ihm hervorstäche. Er las ihm ein starkes Kapitel von der Ueberwindung seiner Leidenschaften. Chiala versprach zu thun, was er könnte, und — that nichts; denn die Aeusserungen gegen den Weisen von einem innern unüberwindlichen Abscheu waren Bollwerke, hinter welche er seine Bosheiten verstekte. Chiala hat diese bei andern Gelegenheiten zu deutlich gezeigt, und es schien fast, als wenn Chiuli ihm zu gut wäre, und er ihn deswegen haßte.

Der Weise sah es eine Zeitlang mit an, wie aber die Sache gar nicht anders werden wollte, dachte er auf Mittel den Vater von dem Sohne zu befreien. Es sind der Sinne so viel als der Köpfe, pflegt man zu sagen, und so sind auch der Gebräuche so viel als der Völkerschaften. Dieser Mann war ein Weiser, und als ein Weiser folgte er doch der Sitte seines Landes, den Vater mehr zu lieben, als den Sohn. Es ist wahr, daß der Vater sein vertrauter Freund war, daß er mit ihm von Jugend auf zusammen gewesen, daß er Partheilichkeit für ihn hatte; allein da er von dem Sohne so viel gutes sah, und davon überzeugt war, hätte er ihn nicht eben so sehr schäzen sollen?

Der Landesherr dieses Volks machte sich denn an hohen Festtagen auch das Vergnügen, hin

und wieder Bäuche aufrizen zu lassen, und seine Unterthanen machten sich ein Vergnügen daraus, dieß zu thun. Die Weisen, welche immer um den Landesherrn waren, sorgten dafür, dieses Vergnügen zu befördern; machten von den Vortheilen derer, die sich so opferten in jenem Leben grosses Wesen, studirten, wer sich dazu verstehen würde, und pflanzten so diese Gewohnheit fort, die den Gehorsam ganz vortreflich in Gang und Achtung erhielt.

Der Weise, der bei Chiala aus- und eingieng, hatte also beschlossen, Chiuli zum Opfer seines Monarchen zu machen, und er theilte dem Vater den Plan mit, der mit vieler Freude daran willigte. Der Weise abstrahirte sich, das elende Leben, welches der Sohn unter einem Vater, und zwei Brüdern führte, die ihn haßten, würde ihn willig machen, sogleich sein Leben hinzugeben. Er hielt es also gar nicht für nöthig, ihn deshalb zu befragen.

Er hatte sich aber sehr geirrt. Chiuli war nichts weniger, als mißvergnügt mit seinem Leben. Der Haß des Vaters und der Brüder drükte ihn nicht sehr, da er ihn von Jugend auf gewohnt war, und da er sich einmal vorgesezt hatte, alles, was ihm in der Welt begegnen könnte, mit Standhaftigkeit zu ertragen, so mußte dieß ja wohl die erste nothwendige Prüfung seiner selbst seyn.

Freilich schloß der Weise aus dieser Ergebung, daß wohl einige Liebe zum Leben bei ihm vorhan-

den seyn möchte; und aus Furcht, sie könnte es über das Elend, welches er erdulden mußte, davon tragen, wollte er ihn lieber nichts vorhersagen, damit er nicht Zeit gewönne, sich darüber Betrachtungen zu erlauben. Es wird ihn überraschen, dachte er. Des Herrn Befehl, der Anblik aller auf ihn gerichteten Augen, der Schimpf zurükzutreten, und der Gedanke auf einmal von allen weitern Qualen frei zu seyn, wird wirken, und er wird sich dazu entschliessen. Der Weise glaubte dem Sohne und dem Vater zu dienen.

Die Weisen pflegten dem Herrn allemal zu sagen: daß diese oder jene sich eine Freude daraus machen würden, im Angesichte seiner zu sterben. Diese wurden dann am Hofe gebeten, und sahen den Herrn vorher essen. Dasmal waren ihrer vier. Drei waren vorbereitet, Chiuli nicht. Er wurde geladen zu erscheinen. Er wußte nicht, warum? Man wurde auch geladen um Ehrenstellen zu empfangen, um Aufträge zu erhalten. Erst da er an die Stelle gebracht wurde, wo diese Unglüklichen gewöhnlich das Opfer verrichteten, merkte er seine Bestimmung. Er zweifelte keinen Augenblik, daß sie von seinem Vater herrühre. Hätte Chiuli auch nicht das Leben lieb gehabt, so würde sich doch sein Geist gegen so eine barbarische Behandlung aufgelehnt haben. Sein Entschluß war gefaßt. Das Messer wurde ihm, wie

den übrigen, gereicht. Der Landesherr winkte, und die drei fielen todt nieder, Chiuli nicht. Der Weise sah es, suchte nur dem Herrn es zu verbergen, dessen Zorn sonst seinem eigenen Leben hätte schädlich werden können.

Chiuli stand so, daß einer der Unglüklichen vor ihm niederfiel. So blieb er unbeobachtet, und die Tafel wurde gehoben.

Wie der Herr aus dem Zimmer war, spie ihm alles ins Gesicht. Man hielt ihn für einen Feigherzigen, der etwas unternommen, was er auszuführen nicht im Stande gewesen.

Chiuli, der einmal fest darinn blieb, alles auszuhalten, was ihm in der Welt zu dulden auferlegt würde, ertrug auch dieß, stekte sein geschärftes Messer, welches er erhalten, ein, und gieng gelassen zu Haus. Er erregte nicht wenig Erstaunen, wie er ankam.

Er fand seinen Vater und zwei Brüder am Tische. Man hatte ein grosses Fest angestellt, und der Vater erwartete nur den Weisen, für den ein Plaz freigelassen war, um den Brüdern die Freude anzukündigen: daß ihr Sohn mit Ehren gestorben sei.

Chiuli sezte sich ohne Umstände an des Weisen Plaz, und fieng an zu essen. Der Vater wußte nicht, was vorgefallen war, und hielt daher zurük. Es konnte Chiulin etwas besonderes widerfahren seyn.

Wie der Weise, der vor Erstaunen sich ebenfalls verspätet kam, entdekte sich die Sache. Der Herr wollte deinem Sohne die Ehre erweisen, ihn vor seinen Augen sterben zu sehen, und dein Sohn that es nicht. Mein Leben ist in Gefahr gewesen, und nur mit Mühe hab ichs gerettet. Dein Sohn ist ein feigherziger, schändlicher, den du aus deiner Gegenwart verbannen mußt.

Das war das Zeichen des allgemeinen Aufruhrs. Hätte er mirs befohlen, sagte jeder von beiden andern Brüdern, mit Freuden hätte ich mich geopfert. Warum mußte er es dem Elenden sagen.

O ich unglüklicher Vater! rief Chiala: Die Schande mußte ich also noch erleben? Das war es, was mir den Haß gegen den Menschen ins Herz legte. Das ahndete mir im Verborgnen, daß ich ihn zu meiner Unehre erzeugt habe. O, du schändlicher Schänder deiner Familie!

Chiuli war aufgestanden. Ich bin kein Kind, sprach er, dem man etwas weiß machen kann. Ich habe sie kennen gelernt, die Wege, durch welche die Unglüklichen zu diesem Opfer vorbereitet werden. Ich dünkte mich zu groß, und meine Menschheit zu werth, um mich als ein Thor dahinzugeben. Meine Brüder rühmen sich etwas, wovon sie wissen, sie werden es nie halten dürfen. Die Schande ist eingebildet, die du wähnst, Vater. Du wolltest mich los seyn. Wenn du es

willst, warum mordest du mich nicht selbst? Hier bin ich. Selbstmord ist in meinen Augen entehrend.

Ha, schrie der erzürnte Chiala auf, was wir alle ehren, das willst du verunehren? Ich will dich lehren, den Selbstmord schäzen. Du sollst erkennen und ausrufen: Welche Seligkeit ist es, sich selbst zu morden.

Chiuli antwortete hierauf nichts. Der Weise sah aus den Antworten des Jünglings, daß er sich in ihm geirret hatte. Er haßte ihn nicht. Er wollte einen Versuch machen ihn zu retten. Er sah wohl ein, daß des Vaters Haß noch unversöhnlicher werden, daß er ihn würde leiden lassen, wie noch niemand gelitten hatte.

Ich will euern Streit schlichten, sagte er. Du Chiala, laß deinen Sohn von dir wegziehen. Er mag seine und deine Schande in ein ander Land tragen, wo sie ihn nicht drükt.

Nein, tobte Chiala, die Schande bleibt auf mir haften. Ich will ihn quälen, bis er sich entleibt. Dann erst ist die Schande von mir und seinen Brüdern hinweggewälzt.

Quälen kannst du mich, sagte Chiuli — aber tödten werd ich mich nicht.

Chiala sperrte seinen Sohn ein, und überließ ihn der tödtlichsten Langenweile. Er bekam nicht die geringste Beschäftigung. Nach und nach gewöhnte er sich ans Denken, und seine Lage wurde ihm erträglich. So wie der Vater das merkte,

entzog er ihm Speise und Trank. Das schmerzte Chiuli; der Hunger quälte ihn, doch dachte er, so wird der Qual ein Ende. Du sollst erhungern.

Wie er schon ganz entkräftet und entstellt war, ließ ihm der Vater die schmakhaftesten Speisen bringen. Chiuli fiel darüber her, und aß sich krank. Körperliche Schmerzen begannen izt ohne Hülfe. Sein Zustand war kläglich. Aber sein Körper war stark. Er erholte sich. Er mußte wieder hungern, bekam wieder zu essen, und hütete sich.

Izt arbeitete der harte Vater auf die Seele. Chiuli hatte einen Freund und ein Mädchen, die er liebte. Den ersten wußte der Vater herumzubringen, daß er ihn verachtete. Er gieng zu ihm. Er spie ihm ins Angesichte und sagte ihm die bittersten Anzüglichkeiten. Das schmerzte Chiuli sehr. Er litt an der Seele mehr als am Körper.

Sein Mädchen erschien endlich auch. Man hat mich wollen von dir abwendig machen, sagte sie. Aber ich will dir treu bleiben. Chiuli, du hättest dir den Bauch aufrizen sollen. Ich wäre dir nachgefolgt, und wir wären dort vereinigt gewesen. Izt soll ich einen andern nehmen. Aber ich will voraus ins andere Leben gehen. Folge du mir!

Chiuli beschwor sie, das nicht zu thun. Sie bat ihn. Er weigerte sich. Nach ihren Grundsäzen hatte er unrecht. So will ich dich auch verachten, sagte sie. Chiuli schmerzte es mehr als alles, von seinem Mädchen verachtet zu werden.

In seiner Gegenwart gab sie einem andern die Hand. Er glaubte sie auch für das künftige Leben verloren. Er verfiel darüber in eine schwere Krankheit. Izt glaubte er das Ende seines Lebens sei da. Allein er betrog sich. Ohne Hülfe erholte er sich noch einmal.

Der Weise kam zu ihm. Ich bin an allem deinem Unglüke schuld, sagte er. Wie kann ich dich retten? Ich bin mit deinem Vater zerfallen. Ich darf nicht reden. Ich muß die Menschen in dem Wahn lassen, du seyst ein Feigherziger, oder es kostet mein Leben, und ich bin selbst muthlos.

Ich vergebe dir, sagte Chiuli. Aber ich muß dir doch gestehen, mein Leben fängt an mir eine Last zu werden. Ich habe das nicht geglaubt. Schmerzen meiner Seele aber sind mir, ob sie gleich ungleich härter sind, doch noch erträglicher als Schmerzen des Körpers. So lange ich von diesen verschont bleibe, halte ich dieß Leben aus — Aber —

Unglüklicher, rede es nicht aus, sagte der Weise leise zu ihm, dein Vater behorcht uns. — Allein sein Vater hatte schon genug gehört, um überzeugt zu werden, er könne seinen Zwek erreichen.

Chiuli ward in ein anderes Zimmer gebracht, wo alle Bequemlichkeiten ihm genommen waren. Er mußte auf der bloßen Erde schlafen. Er sah voraus, er würde das nicht ertragen können. Aber er wußte noch nicht alles. In der Nacht stach ihn

etwas von unten herauf. Er erwachte darüber, sprang auf und trat in Stacheln. Er untersuchte, und fand den ganzen Fußboden damit versehen. Er mußte sich alle Augenblik anders legen, um nur es ertragen zu können. Am Morgen verloren sie sich. Diesen Tag willst du noch ausdauern, dachte er. Aber Wuth gegen seinen Vater ergriff ihn. Vollends zur Raserei wurde sie, als in der folgenden Nacht diese Stacheln erhizt und brennend zum Vorschein kamen. Er brüllte fürchterlich. Zweimal hatte schon er das Messer gezukt, und nur die schrekliche Grausamkeit seines Vaters ließ ihn die Schmerzen ertragen.

Der Weise kam am Morgen zu ihm. Ich bin entschlossen zu sterben, sagte er, rufe meinen Vater! Chiali erschien wie ein Wüthender. Boshafte Freude schwebte in jedem seiner Züge.

Ja, rief er aus, habe ich dich endlich gedemüthigt? Siehst du, daß man es zwingen kann, dem Menschen das Leben unerträglich zu machen. Ich hatte noch herbere Werkzeuge bereitet.

Unmensch! sagte Chiuli. Du willst mein Vater seyn, du hast mir das Leben gegeben! Warum gabst du mir es, wenn ichs so bitter verleben sollte? Vater, fuhr er im gemilderten Tone fort, laß mich leben, laß mich kümmerlich leben, nur laß mich nicht wider meine Grundsäze handeln. Ich bitte dich um den Geist meiner Mutter willen, der uns umschwebt; laß mich leben!

So spottest du meiner, rief der Vater: Er gab ein Zeichen, und wenig Augenblike hernach fühlte Chiuli glühende Stacheln seine Füße heben. Sein Vater stand in der Thür.

Ja, rief er wild aus — so muß ich mich tödten. Es ist kein Mittel. — Er zukte das Messer — Aber du, sagte er, sollst es nicht überleben. Er riß dem Vater den Bauch auf, und gleich darauf den seinigen. Beide fielen todt zur Erde nieder. Haß und Verzweiflung waren in ihnen beiden auf den Gipfel gekommen.

Franz,

Selbstmörder aus Gewissensangst.

Im Dezember des vorigen Jahrs erhielt ich aus dem Oesterreichischen folgenden Brief mit einigen Bogen Manuscript.

S. P.

Ich habe Ihre Biographien der Selbstmörder unter einem kleinen Zirkel von Freunden vorlesen hören. Sie haben auf mich am stärksten gewirkt. Ich weine selten. Hier mußte ich weinen. Ich bin aus den Jahren der Empfindelei. Wenn man vierzig Jahre überschritten hat, so kann man nicht so leicht zum weinen gebracht werden. Allein

jedesmal fiel mir mein armer Bruder ein. Lesen Sie das Beiliegende, und wenn Sie es der Aufmerksamkeit werth finden, so machen Sie es bekannt. Aber forschen Sie nicht nach meinem Namen. Meinen Brief und die Handschrift müssen Sie vernichten.

Ob mein Bruder wirklich seinen Vorsaz vollbracht, weiß ich nicht, aber auf jeden Fall gehört er doch unter die Zahl jener Unglüklichen, und sein Beispiel kann für die Jugend warnend seyn.

Franziska.

Ich befolgte ihren Willen pünktlich. Ich bearbeitete die Geschichte ganz der Wahrheit getreu, und verbrannte die Originale. Nie wird mich jemand in solchen Fällen einer Veruntreuung beschuldigen. Ihre Handschrift lautete folgendermaßen:

Mein Bruder war achtzehn Jahre alt und ich sechzehn. Vorher war seine Bestimmung nie der Krieg. Er studierte und widmete sich den Rechten. Auf einmal schien seine Neigung sich zu ändern. Er wurde enthusiastisch getrieben, Kriegsdienste zu nehmen. Er ließ meinem Vater keine Ruhe. Sein phlegmatisches Temperament war ganz umgestimmt. Er stellte ihm das Glük vor, was so viele junge Leute machten, und daß das seinige gewiß nicht minder gemacht seyn würde. Mein Vater, der nicht gerne die Neigung seiner Kinder einschränkte, ließ es endlich zu, da er noch

einen Sohn hatte. — — Ich war sehr an meinen Bruder gekettet, und ich muß sagen, es kam mir entsezlich sauer an, ihn zu verlassen. Ich stellte ihn seines Unternehmens wegen zu Rede, aber er war so verändert, daß ich ihn gar nicht mehr zu kennen glaubte. Er freute sich auf unsere Trennung, auf die Szenen des Krieges, auf die Gelegenheit sich hervorzuthun — so, daß ich mich wenig mehr mit ihm einließ. Er weinte nicht, da er Abschied nahm; er sagte mir nicht zu, daß er mir schreiben würde; sondern beantwortete meine Frage desfalls nur mit einem Vielleicht — kurz, er war nicht mehr der Franz, der er gewesen.

Die ersten Nachrichten, die wir von ihm erhielten, waren mehr nachtheilig als gut. Er zeigte zwar Muth, aber nicht vorzüglichen Eifer für seinen Dienst, sondern mehr Freude an dem lokern Leben, welches sich dabei führen ließe. Die Nachrichten schmerzten meinen Vater, und er bereuete es schon, daß er ihn hingeschikt habe.

Um diese Zeit trug sich in der Stadt, in welcher wir wohnten, ein äusserst trauriger Fall zu. Ein Mädchen aus einem der ersten Häuser, die man für eine sehr tugendhafte Person gehalten, war, ohne daß man es bemerkt, so künstlich wußte sie es zu verstellen, schwanger gewesen, und auf ihrem Zimmer niedergekommen. Sie hatte das Kind gleich umgebracht, man hatte sie aber bei dem todten Kinde schon rasend gefunden. In die-

ser Raserei hatte sie den Geist nach einigen Tagen aufgegeben. Niemand konnte begreifen, wer Vater zu dem Kinde seyn könnte. Auch fiel man nicht auf den Thäter. Gott! hätte ich damals gewußt, wie nahe mich die Geschichte angienge, ich wäre selbst unsinnig geworden. Franz! Franz! Was thatest du? Doch weiter!

Vier Wochen nach dieser Begebenheit bekamen wir Briefe von der Armee, daß Franz Wunder der Tapferkeit thäte, daß man ihm bereits eine Oberlieutenantsstelle gegeben, und nicht zweifelte, wenn er so fortführe, in diesem Jahre noch ihn als Hauptmann zu begrüssen. Die Nachrichten erfüllten uns mit Freude, und wir beteten nur, daß er uns erhalten würde.

Leider war das nicht seine Bestimmung. Die Briefe, die den Bericht vom nächsten Treffen enthielten, verkündigten uns seinen Tod. Statt der Freude waren Thränen und Schmerz unser Loos. Ich dachte es wohl, sagte ich, denn er hatte sich so verändert, wie er weggieng. Er war so ausschweifend und sonst so stille. Die Ahndung seines Todes muß schon in ihm gelegen haben.

Nach einem halben Jahre kam ein Bekannter aus seinem Regimente, und verlangte mich zu sprechen. Nach einigen alltäglichen Komplimenten brachte er Franzen in Erinnerung, und erneuerte meinen Schmerz und meine Thränen. Ich konnte das erwarten, sagte er mir, mich um Verzeihung

bittend, und ich wäre nicht gekommen, wenn nicht Aufträge —

Aufträge von Franzen an mich? frug ich ausser Fassung, und die erst izt?

Er bat mich ruhig zu seyn. Er müßte mich sonst unverrichteter Sachen verlassen. Er habe den gemessenen Auftrag nur, wenn ich gefaßt wäre, mir sie zu entdeken, und nur dann, wenn ich versprochen haben würde, sie geheim zu halten.

Ich that das. Ich zitterte vor Erwartung.

Franz muß gewiß seinen Tod geahndet haben, sagte er izt, denn den Tag vor demselben rief er uns zu sich. Mich und zwei andere von unserm Regimente. Der erste, sagte er, der von euch in meine Vaterstadt kömmt, nimmt dieß mit, und giebt es meiner Schwester unter den erwähnten Bedingungen. Er sagte ihr zugleich, sie würde über meinen Tod ruhig seyn, wenn sie dieß gelesen hätte, denn er sei mein Trost. Ich wär sehr unglüklich gewesen.

Er gab mir zugleich dieses Paket. Ich nahm es mit Thränen, der Offizier bat mich, es nicht gleich zu öffnen. Ich bat ihn, mir etwas von seinem Tode zu erzählen.

Davon wissen wir nichts, sagte er, ob wir gleich alle leben blieben. Wo Franz stand gieng es am hizigsten zu. Kaum acht und zwanzig Mann von seiner Kompagnie kamen davon. Aber vier Wochen vor seinem Tode, war seine Munterkeit schon

dahin. Er war tiefsinnig, nachdenkend, traurig, nur bei Aktionen munter und herzhaft, tapfer und glüklich.

Ich erbrach nachher das Paket, und fand, was sie hier erhalten. Es ist sein und des Mädchens eigne Hand. Ich wollte es abschreiben, aber ich konnte nicht. Meine Thränen waren zu häufig. Auch ist es besser, sie vernichten es, denn Vater und Bruder möchten es zu ihrem Gram noch einmal finden.

Franz an seine Schwester.

Wir hatten gestern einen blutigen Tag. Ich suchte mein Ende, und fand es nicht, der Tod flohe mich. Man hat mich deswegen belohnt. Man hat mich zum Oberlieutenant gemacht. Ich kann des Glüks nicht geniessen. Ich muß andern Plaz machen.

Ich glaube der Tod flieht mich, weil ich noch kein Bekenntniß meines Verbrechens abgelegt habe. In deine Seele will ichs ausschütten, Franziska, verhehle es aber meinen andern Verwandten, damit sie mir nicht fluchen.

Wie ich von dir reisete, wirst du mich sehr verändert gefunden haben. Hör die Ursache.

Gertrude, die Unglükliche war meine Geliebte. Auf einem einsamen Spaziergange lernten wir uns kennen; meine Begierden nach ihr stiegen mächtig; ich gelobte bei mir selbst, ich wollte sie besizen. Sie war nicht weniger von mir entzükt. Sie sagte

aber, ihre Eltern wären strenge, hätten sie fürs Kloster bestimmt. Wir müssen uns heimlich sehen. Das geschah im Hause einer alten Gärtners Frau. Wir kamen oft da zusammen. Wir blieben lange unschuldig, ich aber nie im Herzen. Ich bediente mich starker Getränke, um Gertrudens Leidenschaften zu erhizen. Es gelang mir. Sie wurde besiegt. Aber mit dem Augenblike hörte ihre ganze Munterkeit auf. Sie weinte beständig. Sie schlug mir die Wiederholung meiner Lüste ab. Ich verließ sie, und besuchte Buhldirnen. Sie meldete mir, sie glaubte sich schwanger.

Ich schwur ihr, ich würde mich nie als der Vater ihres Kindes annehmen. Ich wagte es sogar einen Verdacht auf ihre Lebensart zu werfen. Ich sagte, sie hätte mit andern zu thun gehabt. Ich gienge in den Krieg. Ich bekümmerte mich nicht weiter um sie.

Ich weiß nicht, welch ein Geist mich regierte. Es mußte die unmittelbare Sache des Himmels gewesen seyn, die mich verfolgte, daß ich das arme Mädchen verführt. Es überfielen mich oft Gedanken, sie zu morden, aber nicht aus Reue, sondern nur um das lästige Geschöpf wegzuschaffen, ehe sie mich nicht noch beschimpfte.

Ich lebte ein ruchloses Leben. Ich machte mir nichts aus Vater, Schwester, Bruder. Wie ich zur Armee kam, glaubte ich ganz frei zu seyn. Nun überließ ich mich erst allen möglichen Aus-

schweifungen. — — Urtheile, Franziska, wie mir zu Muthe war, als ich diesen Brief von Gertruden bekam mit einem Umschlag von der alten Gärtners Frau, worinn stand:

Die arme Gertrude hat ihr Kind umgebracht, und ist in Raserei gestorben. Auch ich sterbe bald.

Gertrude an Franz.

Du hast mich verlassen, Franz, und mit dir hat mich auch Gott verlassen. Ich war so rein und unschuldig, wie du mich zuerst sahest. Du warst ein freundlicher lieber Jüngling, wie ich mir Engel mahlte. Ich hatte nie einen Trieb, nie eine Neigung zu deinem Geschlechte empfunden, als bis ich dich erblikte. Da wachte sie in mir auf, und ich vergas meines Berufs zum Kloster, des Willens meiner Eltern, und meines Versprechens.

Du warst so schön, daß ich alles dessen vergaß. Dafür strafte mich Gott. Er ließ mich fallen. Wie meine Tugend dahin war, war auch meine Freude dahin. Du weißt das, dir klagte ichs, und Gott strafte mich noch stärker. Er nahm dir deine Theilnehmung, deine Liebe zu mir. Du fiengst an, mich zu hassen. Es kann nicht in deinem sanften Karakter gelegen haben; es muß Eingebung von oben gewesen seyn, um mich zu strafen. Ich habe dein hartes Betragen so angesehen. Ich wähnte wohl zuweilen, wenn ichs meinen Eltern sagte,

und du mich heirathen müßtest, so wäre alles gut. Aber wenn ich wieder bedachte, daß du mich verachten müßtest, wenn ich der Tugend nicht treu geblieben; daß Gott mich verachten müßte, weil ich meinem Versprechen nicht treu geblieben, so wäre das ja ein jammervolles Leben mir und dir gewesen.

Nun bemerkte ich Unglükliche, daß ich schwanger war. Nun erfülltest du deine Drohung und giengst in den Krieg. Nun war ich meinem Schiksale ganz überlassen. Merkte man etwas von meiner Schwangerschaft, so wäre ich gleich eingesperrt worden. Du hattest geschworen, nicht Vater zu meinem Kinde seyn zu wollen, und ein Schwur ist ja und soll ja einem so heilig seyn. Also ein Kind ohne Vater — o ein unglükliches Kind!

In einer Nacht that ich den Schwur, nun sollte das elende Kind sterben, und ich mit ihm. Ich schwur zu gleicher Zeit, ich wollte dich nicht verrathen, nie deinen Namen nennen.

Drei = viermal nahm ich mir vor, alles zu beichten. Allein jedesmal war meine Zunge wie gelähmt. Ich konnte nicht. Ich war eine zu grosse Sünderin, um vor Gottes Auge treten zu können. Ich wagte es ein paarmal vor dem Altar der heiligen Jungfrau zu knien, aber ihre Augen blikten mich so an, daß ich gleich wieder aufstand.

Siehst du Franz, so viel Kummer drükte die

ganze lange Zeit meine Seele, und doch mußte ich mich immer gegen meine Eltern verstellen, mußte frölich seyn, mußte heiter scheinen. Aber auch, daß ich das konnte, war Strafe. Wenn ich an dich dachte, dachte ich dich immer so schön, und immer dachte ich, wenn ich tugendhaft geblieben wäre, hätten meine Eltern mich meines Versprechens entlassen können, und du hättest können mein werden.

Izt bin ich bald erlößt. Ich werde mein Kind bald zur Welt bringen, ich werde es umbringen und werde sterben müssen. Diesen Brief erhältst du nicht eher, als bis ich todt bin. Die alte Gärtners Frau schikt ihn dir. Ich habe ihr nichts eröffnet; sie weiß nichts, wird nichts erfahren, als bis ich todt bin, und wird schweigen. Ich sagte ihr, ich würde für Kummer sterben.

Nun Franz, leb wohl. Deine Gertrude geht bald aus der Welt. Dann kannst du den Krieg wieder verlassen, du hast dann kein Geschöpf mehr, das dich plagt; du kannst dann ruhig seyn. Die Thräne, die hierher fällt, wird dich nicht brennen. Gott werfe die ganze Last auf mich! Ich sündigte ja nur, bestraft werden muß auch nur

Gertrude.

O Franziska! welch ein Brief! Höllisches Feuer ergoß sich in meine Adern, wie ich ihn durchgelesen hatte. Ich las ihn noch einmal. Ich las ihn,

um Tod daraus zu schöpfen. Ich Ungeheuer! was hab ich gethan! Wie kann ich dem Geschöpfe Seligkeit wieder geben, wie dem Kinde Leben?

Doppelter Mörder! Schreklich, Franziska, sehr schreklich ist mein Loos. Ich hatte nicht eher einen Tropfen Linderung, als bis ich mir fest vornahm, du willst sterben. Hier dachte ich, ist ja der Tod zu Hause. Das Getümmel der Schlacht war mir der erste willkommene Schall. Kugeln saußten um mich. Kameraden fielen neben mir. Eine, dachte ich; wird mich doch treffen. Nein, Franziska. Ich sahe mich lebendig unter Todten. Mich, der ich nicht leben wollte, mich verschonte das Geschik.

Da fiel mir es ein, ich könnte ja von meiner Hand sterben. Nein — ich hielt an mich. Alle meine Sünden begraben mit mir, das war zu viel verlangt.

Ich habe nicht aufgehört zu schwelgen. Ich habe das Maas voll gemacht. Ich kann nicht einmal mehr beten. Franziska, mein Gebet verschlingt Gertrudens Brief.

Ich habe eine Woche Zeit gehabt, mein Schiksal zu überdenken. Leben kann ich nicht. Lieber wäre mir tausendfacher Tod. Morgen will ich eine Schlacht abwarten, die entscheidend ist. Lebendig kehre ich nicht zurük. Meine Gertrude steht im blutigen Schatten mit ihrem Kinde vor mir. Wo ich gehe und stehe, erblike ich sie. Ein Leben

so voll Qual leben — nein — sie wird meine Hand stärken, wenn ich zittern sollte.

Schwester! meine lezten Gedanken sind Fluch über mich. Ist des Herrn Wille mir zu fluchen, so wirst auch du mir fluchen — Kannst du, so bete für mich.

Ob Franz sich selbst durch eigne Hand umgebracht hat, ist hier freilich nicht entschieden. Allein war er deswegen weniger Selbstmörder? Wenn er sich auch nur zwischen die Feinde stürzte um zu sterben, war sein Tod nicht sein Werk?

Bei dieser Geschichte kann man nur staunen, anbeten, und dem dort oben überlassen, ein Urtheil zu fällen.

Einsmann,

Selbstmörder aus Furcht einer unerträglichen Arbeit.

In einem der weitläuftigen Länder eines grossen Monarchen in Europa, lebte ein Mann, Namens E. Bieder war sein Herz, offen sein Kopf, Thätigkeit war seine Freude. Sein Geschäfte war die Aufsicht über die weitläuftigen Herrschaften eines Edelmanns des Landes, der mit unter die

reichsten Besizer gehörte. — — Bei den ältern Einrichtungen, in welchen die Edelleute mit ihren Unterthanen standen, hatte sich der Direktor dieser Güter vortreflich befunden. Das heißt, nicht in Ansehung des Eigennuzes, denn von jedem Funken desselben war er weit entfernt. Aber weder die Pflichten seines Herrn gegen den Landesherrn, noch die Verhältnisse desselben gegen den ersten und gegen die Unterthanen waren jemals zusammen in Kollision gekommen. Waren zuweilen Klagen gewesen, so hatte er einen Mittelweg zu treffen gewußt, der beide Theile zufrieden stellte. Sein bisheriges Leben war daher in Ruhe verflossen, als auf einmal über seinem Hause eine Wolke sich aufthürmte, die ihn niederzuschmettern drohte.

Es wurde im ganzen Lande eine Veränderung des Steuerreglements, so wie der Verhältnisse zwischen den Güterbesizern und ihren Unterthanen vorgenommen, und die Direktoren eines jeden Distrikts wurden aufgefordert, die Berechnungen zu machen: wie diese Güter am besten auf diesen Steuerfuß einzurichten wären? dann diese Einrichtungen wirklich einzuführen, und die Register darüber auszufertigen.

Alle Beamte der Art waren daher genöthigt, sich der Mühe zu unterziehen, jedes Grundstük zu untersuchen, dessen Ertrag gewissenhaft anzugeben, und sich der unangenehmen Beschäftigung auszu=

sezen, mit den Steuerregulatoren darüber zu konferiren, ihre Meinungen anzuhören, ihre oft aus Unwissenheit mit der Lage und den Umständen der Güter entstandene widersinnige Fragen zu beantworten, und Aufgaben zu widerlegen, die man machte, um mehrere Kenntnisse von diesem oder jenem, oder mehrere Vortheile für den Landesherrn zu erhalten.

E. hatte kaum die Punkte des neuen Reglements durchdacht, als Pflicht und Gewissen ihm sehen ließen, daß er ein äusserst schweres Feld zu bearbeiten habe, und bei dem Gedanken brach ihm schon ein Angstschweiß aus.

Es befanden sich auf den herrschaftlichen Gütern viele sogenannte verschwiegene oder verjährte Grundstüke, die in allgemeiner Benennung mit andern in allgemeine Abgaben gezogen worden; durch deren nunmehrige Vereinzelung seine Herrschaft äusserst gelitten haben würde, wenn von denen, in welche sie begriffen waren, das ganze vorige Steuerquantum abgegeben werden solle. Nach den neuen Vorschriften sollte das aber so s.yn. Der Nuzen seines Herrn kam dadurch offenbar in Beeinträchtigung mit dem des Landesherrn. Doch sollte er diesem so gut gehorsam seyn, als jenes Nuzen befördern. Ehrlichkeit und Pflicht waren daher im Streit.

Eine Riesenarbeit, die ich vornehmen soll! rief er, nachdem er einen Blik über das Ganze gethan,

und überrechnet hatte, daß bei ganz genauer Herleitung der Ursachen: warum und wenn die Grundstüke zusammengezogen werden? sich ein Mittelweg finden ließe, den Landesherrn zufrieden zu stellen, ohne dem Seinigen zu viel Last aufzulegen.

E. ganze Thätigkeit wurde nunmehr in Bewegung gesezt. Er mußte das ganze Familienarchiv nachschlagen, er mußte die Geschichte der Vorzeiten durchgehen. Er mußte sich durch die vielen Kriege durchwikeln, denen sich das Land hatte unterwerfen müssen, und wo oft nöthige Papiere mit in die allgemeine Vernichtung gezogen worden waren, die zu seinen Untersuchungen gehörten.

Die Ausmessung des ganzen weitläuftigen Distriktes, die vielen deswegen nothwendigen Reisen, das Lesen so vieler unnüzen Papiere, worin man etwas vermuthete, wenn man schon am Ende nichts fand, die mündlichen Nachfragen nach dem, was gar nicht aufzufinden war, das beständige Anstrengen des Kopfes und Gedächtnisses, dieß alles giebt einen sattsamen Ueberblik von E. Arbeiten.

Mehr als dieß alles aber plagte ihn die Trägheit theils seiner Mitarbeiter, theils der Leute, die er dabei zu Rathe ziehen mußte, und deren Interesse freilich so genau nicht damit verknüpft war, als das seinige; die deswegen auch nur langsam ihm die Nachrichten zukommen ließen, welche erfordert wurden; die sein Gedächtniß dadurch ermü=

deten, und manche Arbeit nicht allein verdoppelten, sondern auch das Ganze erschwerten.

Diesem allem half er durch seine stäte unermüdbare Emsigkeit ab. Allein er fühlte es auch, daß es seinen Körper angriffe und seinen Geisteskräften schadete. Nicht genug, es mußte auch seine Gattin wider seinen Willen dadurch leiden. Seine Laune war nicht die vorige, und wer ist so sehr Herr über sich, daß er nicht manchmal von derselben hingerissen würde, ungerecht zu seyn. Wo andere ihm Verdruß machten, mußte sie den Aerger darüber, den man nicht immer erstiken kann, wenigstens theilen. Auch war er die ganze Zeit über nicht im Stande, eine einzige Stunde der Aufheiterung und Zerstreuung zu widmen. Indessen trösteten sie und er sich in Stunden der Ueberlegung damit, daß es doch endlich ein Ende nehmen müßte; und bloß die Ueberzeugung, daß durch seinen angestrengten Fleiß der Arbeit immer weniger werde, brachte ihn zum Aushalten.

Endlich erschien auch dieser Augenblik. Die lezte Hand war angelegt. Ein Stoß Papier, der wohl einen Zentner wiegen konnte, war entworfen, revidirt, mundirt. Er übergab ihn der Kommission, die eben nicht wegen ihrer Nachsicht berühmt war.

Alles wurde aufs genaueste durchsehen, untersucht, verglichen. Man stellte Vergleichungen zwischen ehedem und izt an, man versäumte keinen

Versuch, ob nicht noch mehr für den Landesherrn zu erobern wäre; allein, wo man auch Möglichkeiten dazu zu sehen glaubte, da hatte E. bereits so gut Unmöglichkeiten dirigirt, daß man seine Gründe nicht zu widerlegen vermochte. Er trug nicht allein das laute bestimmte Lob davon, daß er von allen am besten die Sache aus einander gesezt, dargelegt, und erwiesen habe, sondern, daß er auch seiner Rechtschaffenheit wegen, mit welcher er Herrn und Dienern Recht gesprochen, Anspruch auf eine Ehrenbelohnung machen könnte, die man ihm zu verschaffen die größte Hoffnung gab.

E. kannte noch keinen so frohen Tag seines Lebens. Er verließ die Kommission in der ausnehmenden Heiterkeit. Er hatte nicht allein ein Geschäft vollendet, wobei er seinem Landesherrn, seinem Dienstherrn und seinem Gewissen gleiche Dienste geleistet, sondern er hoffte nun auch für die Zukunft mehrere Ruhe, als er bisher gehabt, da er weiter in keine Kollision kommen, und nie einen Streit mehr auszumachen haben würde, der nicht in den bearbeiteten Papieren schon entschieden wäre; ein Fall der ihn vorher oft getroffen, und wesentlichen Verdruß zugezogen hatte!

Er hatte während der Arbeit verschiedenemal schon erklärt, daß niemand ihn dazu gebracht, und daß er lieber seinen Dienst aufgegeben haben würde, wenn er die Mühe voraus sehen können. Er erklärte nach deren Endigung abermal: daß

es einem Menschen nur einmal in seinem Leben möglich sei, eine solche Sache zu endigen, und daß er dadurch den schwersten Standpunkt überwunden, der ihm bevorstehen können.

Und wenn ich, sagte er, Reichthümer zu erwerben wüßte, man könnte mich nicht wieder zu allen den Menschen bringen, denen ich so dringende gute Worte geben, und zehnmal mich abweisen lassen mußte, ehe sie mich hörten. Man könnte mich nicht bewegen, den Wust von Unsinn durchzulesen, den ich durcharbeiten müssen, oder die Fragen anzuhören, die man mir zur Beantwortung vorlegte. Nein, an einem Stük solcher herkulischen Arbeit, die den Stall des Augias übertrifft, hat ein Mensch genug.

Seine Laune war izt wiederkehrt, und das Glük theilte seine Gattin mit ihm. Wir wollen uns nun auch ein paar festliche Tage machen, fieng er zu dieser Begleiterin seines Lebens an. Die Freude schmekt nach gehabter Unruhe immer besser, und man genießt sie in doppelter Stärke.

Dein Bruder, fuhr er fort, hat uns schon lange und oft zu sich gebeten, und meine verdrießliche Arbeit verhinderte mich beständig seinen Wünschen Folge zu leisten. Mir wollen bei ihm der Freundschaft und der Erholung leben. Wir wollen einige Tage dort zubringen, die mich für das entschädigen sollen, was wir bis izt ausgestanden haben.

Die Frau willigte gern in sein Anerbieten. Sie

hatte selbst lange genug auf einige frohe Augenblike gehofft. Er veranstaltete, daß seine Arbeiten und Geschäfte indessen besorgt wurden, und sie reißten mit einander ab.

E. ahndete gewiß nichts von dem Unglük, was über ihn bestimmt war. Er war auf dem ganzen Wege ausnehmend heiter. Er genoß wirklich doppelt alles, was er so lange entbehren müssen. Seine Verwandte empfiengen ihn mit Entzüken, und versprachen sich nach einer langen Erwartung von seinem Besuch himmlische Tage.

Auch war der erste Tag ein Tag des seligsten Wonnegefühls. E. war er besonders willkommen. So an der Hand von lieben Vertrauten, in der Gesellschaft wahrer warmer Freunde seinen Tag hinzubringen; so gut hatte es ihm der Himmel lange nicht gegeben. Ihn erquikte alles, was er hörte und sah, und er wurde allen, durch seine hergestellte Laune, ein Gegenstand der seligsten Unterhaltung. Die ganze Familie war in dem glüklichsten Humor; man mußte glauben, der Himmel habe seinen schönsten Segen über sie ergossen; sie brachten bis in Nacht hinein ihre Zeit mit Schmerz und Lachen hin, und giengen vergnügt zu Bette.

Der andere Morgen sah sie eben so heiter erwachen. Mit eben der trunkenen Freude versammelte man sich zum Frühstük. Mit eben der Wonne umarmte man sich, und versprach sich einen Tag,

wie den gestrigen. — — Selbst die unausstehliche Hize, die gerade herrschte, denn es war mitten im Julius, konnte die Laune nicht aus ihrem Zirkel verdrängen. Ihr inneres Frohseyn ließ sie das kleine Ungemach ertragen, was sie nicht zu ändern vermochten.

Gegen Mittag zog ein fürchterliches Gewitter auf. Es stöhrte ihre Heiterkeit — es erschrekte sie, und verschiedene Feuer, die man nachbarlich aufgehen sahe, beunruhigten sie zwar, allein, da sie bald wieder gedämpft wurden, so machte man weiter nichts daraus.

E. wußte noch nicht, wie schwer die Hand der unergründlichen Vorsicht auf ihm gelegen hatte. Sein Wohnungsart lag so, daß er nicht gewahr werden konnte, daß da die Flamme wüthete, während man sich schon ganz wieder vom Schreken erholte.

Die Kühle der Luft nach dem Wetter, die herrlichere Aussicht auf alles Grüne, was nun neuen Glanz erhalten hatte, die schönen Blumen, die ihr ermattetes Haupt wieder erhoben, der Gesang der Vögel, die ein Danklied für die beförderte Fruchtbarkeit abstatteten, die muntere Heerden, die ihre Erquikung durch ihr Spiel, jedes in seiner Art darlegten, alles das erneuerte die schönsten Freuden, die einige Augenblike gestokt hatten, und machte sie noch schöner.

Alles verräth nach einem Gewitter die Gegen=

wart des Schöpfers mit seiner segnenden Hand, warum sollte sie der Mensch nicht empfinden? Warum sollte er allein, dem der Einfluß des Schöpfers doch weit stärker zu Theil wurde, nicht die Beweise des Gefühls von jenem nähern Daseyn ablegen? O ja! es wird keiner vom ganzen grossen Menschengeschlechte seyn, dem die Erquikung nicht willkommen wäre, dem sie nicht Erhebung seiner Seele, dem sie nicht dankvolle Regungen hervorbrächte.

In dem kleinen Zirkel, in dem wir uns izt befinden, war alles das im reichen vollen Maase, als ein Ungewitter anderer Art in demselben schrekenvoll einschlug.

Ein Eilbote von der Herrschaft E. traf ein, wie man eben beim fröhlichen Abendmahle saß, und seine Gesichtszüge verriethen schon nichts Gutes. Er ließ E. allein rufen, und verkündigte ihm: daß das Wetter eingeschlagen, und die Flamme den größten Theil der Herrngebäude, worunter auch seine Wohnung sei, verzehrt habe.

E. stand einige Augenblike tiefsinnig.

Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen! rief er endlich aus, und gieng gelassen in seiner Freundschaft Zirkel, wo er sich zuerst an seine Frau wandte, und in den mildesten Ausdrüken, dieß Unglük ihr bekannt machte. Aber die gute Frau war gewohnt, nur über das zu erschreken, was ihrem Mann Unruhe verursachte,

und da sie ihn gefaßt sah, fügte sie sich eben so schnell in ihr trauriges Schiksal.

Die Freude war freilich von allen Gesichtern verdrängt, und Schwermuth hatte den Plaz derselben eingenommen. Thränen traten hin und wieder aus den Augen der Anwesenden, die sie aber zu verbergen suchten, weil sie nicht des unglüklichen Paars Standhaftigkeit vermindern wollten. Man rief den Boten herein. E. erkundigte sich sorgfältig: ob seine Gegenwart sogleich nothwendig sei? und da der Bote versicherte, daß wegen des grossen Wassers der Weg in der Dunkelheit nicht zu passiren, daß auch alles gelöscht und Wache dabei gestellt worden, so beschloß er, erst mit dem frühesten Morgen die traurige Rükreisen anzutreten, die er nicht so schnell erwartet hatte.

Er schlief einige Stunden ruhig; er sezte sich dann auf und eilte fort, doch ließ er seine Gattin zurük, für welche er unter dem Anblik ihres geraubten Eigenthums fürchtete.

Er kam an, und sah die schreklichste Verwüstung, auch nichts von allen dem Seinigen war ihm mehr übrig. Der Fleiß von so vielen Jahren, die Hoffnung seiner künftigen Bequemlichkeit, alles war in Asche verwandelt. Thränen bemächtigten sich izt seiner, und kündigten die gewaltsamen Bewegungen an, die in seinem Innersten vorgiengen.

Er faßte sich doch wieder. Gottlob, sagte er, daß ich sie zurük ließ, die unendlich mehr dabei

empfunden haben würde. Sie soll auch nicht eher wieder hieher kehren, bis wenigstens keine so schrekliche Spuren der Verwüstung mehr zu sehen sind. Ich muß die schwere Hand des Herrn zu erleichtern suchen.

Bis izt waren seine Leiden noch im gelinden Maase geblieben, bald aber sollten sie drükend werden, ihn ausser sich, und bis zur Verzweiflung bringen.

Einer der Schreiber, den er bei der Arbeit von Regulirung des Steuerwesens gebraucht hatte, einer von denen, die da froh waren, durch die Kopien, welche vorfielen, ein Stük Brod zu verdienen, ein Mensch, der gar kein Gefühl für die Art der lästigen Arbeit gehabt, die E. auszuführen hatte, und der überhaupt kein Gefühl für irgend etwas zu haben schien, was dem Herzen nahe lag, weil die Sorgen für den morgenden Tag alles, was dahin gehörte, bei ihm verdrängte. — Dieser Mensch trat izt zu ihm, und sagte:

Ich bedaure sie, gestrenger Herr E. Vorzüglich sie haben viel sehr viel verloren; aber wenn das Mitgefühl für ihre Leiden auch nicht wäre, so konnte unser eins sich wohl über Gewitter und Brand recht herzlich freuen.

Freuen? rief E. verwunderungsvoll aus. Freuen? Sie sich freuen? Weswegen? Aus welchen Gründen könnte irgend ein Geschöpf Gottes wohl Freude an solchem Unglük haben?

„Je nun, Herr E, das alles muß doch nun wieder gemacht werden.

Noch hatte E. keine Ahndung seines Unglüks. „Wie so? fragte er: Alles? Was alles?

„Alles, was zum Steuerwesen gehört. Es ist ja jedes Papierchen, jedes Konzept mit verbrannt, und welch eine Aussicht auf wenigstens halbjähriges Brod giebt mir das! Und das alles wird izt noch länger dauern, und wird doch müssen schnell, sehr schnell hergestellt werden.“

Wie siedendes Blei fiel es auf E. Seele.

Wieder hergestellt — alles das? rief er ängstlich. Und bald — bald soll das geschehen? Das ist unmöglich — gänzlich unmöglich. Bei Gott unmöglich.

„Und muß doch seyn. Muß auf alle Fälle seyn. Die Obrigkeit spaßt nicht. Die Kommission muß das ersezt sehen, um in vorkommenden Fällen sich darnach richten zu können.“

Ja, ja, sagte E. ganz zerstreut. — Es muß seyn — es muß doch seyn. Ich sehe das ein. Aber still, still — sei ganz still davon.

Man sah ihm die Angst seiner Seele an. Er entfernte sich und gieng in den Garten. Man beobachtete ihn von weitem, wie er die Hände rang. Alle seine Bewegungen verriethen innern heftigen Kampf. Er kehrte bald darauf zurük, ließ sich Feder und Dinte geben, und schrieb. Man vermuthete, es sei ein Brief an den Herrn, aber

doch schikte er niemanden weg. — — Die Mittagsstunde erschien. Er bat sich selbst beim Förster zu Gast. Man bemerkte aber viel Zerstreuung an ihm.

Nach Tisch gieng er wieder in den Garten, und bat, man möchte ihn etwas allein, und seinen Gedanken überlassen. Man hatte sich aber kaum von ihm entfernt, so fiel ein Schuß. Man eilte hinzu, und fand ihm in seinem Blute todt.

So endigte ein äusserst rechtschaffener Mann sein Leben. Ihn, den keine Unglüksfälle, selbst der Verlust alles des Seinigen nicht erschüttern konnte, ihn erschütterten die Mühseligkeiten einer beschwerlichen Arbeit so, daß sie sein ganzes Sistem in Unordnung brachten. Wenn man seinen Brief hätte erhalten können, den er kurz vorher schrieb, so würde dieß vielleicht etwas mehr von seinen innern Gesinnungen dabei entwikelt haben.

Er mußte es ganz vergessen haben, daß er eine Frau, daß er Freunde hatte — daß er seinen Dienst aufgeben, daß es ihm nie an Aussichten fehlen konnte.

Der Koloß von Arbeit hatte nur vor ihm gestanden, und seinen Kopf zerrüttet.

Feitner,
Hausdieb und Selbstmörder.

Feitner war Bedienter in dem Hause eines angesehenen Rechtsgelehrten. Sein Herr war dafür bekannt, daß er seine Leute sehr gut hielt, Kenner von der Menschheit und ihren Verhältnissen war, und das Loos derer zu erleichtern suchte, die das Schiksal bestimmte andern Dienste erweisen zu müssen.

Die Philosophie, daß wir im Grunde alle dienen, nur in einer andern Art, und anderen Herren dienen, dringt nicht leicht in die Seele derer, die zu philosophischen Betrachtungen nicht erzogen sind, und ein hartherziger Herr möchte seinen Dienern noch so grosse Vorstellungen von der Härte machen, mit welcher man ihn selbst seinem Bedünken oder auch der Wahrheit nach begegnet, so wird ihn das doch nicht überzeugen, daß er sich das gefallen zu lassen für verbunden hält, noch weniger wird es ihn zur Liebe des harten Herrn umstimmen. Sanftmuth ist hier das redendste Mittel, und Sanftmuth der Herrschaft ist im Stande, die Domestiken zu treuern Verwesern ihrer Geschäfte zu machen, als selbst ihre nächste

Verwandte es seyn würden. — — Diesen Grundsäzen war unser Rechtsgelehrter auch ergeben; allein nicht allemal schlagen sie an, besonders wo Ehrlichkeit nicht die Grundlage des Gemüths ist.

Feitner gehörte wirklich nicht zu den Besten unter dieser Menschenklasse. Von seiner Jugend, und den etwannigen Anleitungen, die er zu seinem Laster erhalten haben kann, und die so häufig in der jungen Welt sich befinden, habe ich nichts erfahren.

Der allererste Verdacht auf Feitners Ehrlichkeit entwikelte sich im Hause des Rechtsgelehrten. Seiner Gattin fehlte aus ihrem Schreibschranke eine ansehnliche Banknote, wenigstens ein kleines Kapital für einen Menschen, wie Feitner war.

Im Augenblik, da sie den Abgang dieses Geldes bemerkte und anzeigte, war ausser diesem Feitner noch ein Freund ihres Mannes im Zimmer. Er beobachtete bei der Entdekung einige Verlegenheit in seinem Gesichte, die aber zu seiner Beschuldigung noch nichts beitrug; denn welcher Domestik, auch der unschuldigste, sollte nicht erschreken, wenn dergleichen im Hause vorgeht, wo er mit in Verdacht gezogen werden könnte?

Er äusserte sich auch gleich mit den Worten: das wäre mir nicht lieb, Euer Gnaden! — sezte kurz darauf aber hinzu — denn ich habe das Stubenmädchen einigemal allein und ängstlich hier gefunden. Die Frau schwieg, und der Freund er-

zählte es dem Rechtsgelehrten. — — Dieser fand aber im Augenblike, da er dieß hörte, daß es eine äusserst schlechte Handlung sei, den Verdacht auf eine Person festsezen zu wollen, wenn man nicht gewissere Anzeigen davon hätte, und da er den sehr vernünftigen Schluß von schlechten auf schlechtere Handlungen machte, so gestand er seinem Freunde: er habe nun diesen Menschen selbst in Verdacht, und er sehe sich genöthiget, bei der vielen Gefahr, die er wegen seiner Geschäfte im Fall einer solchen Untreue liefe, ihn aus seinem Dienste zu entfernen.

Da man indessen nicht gleich auf der Stelle einen andern hatte, von dem man eines Bessern überzeugt war, und der Rechtsgelehrte eine nothwendige Reise thun mußte, so beschloß er, ihn mitzunehmen, und bei seiner Zurükkunft erst ihm seinen Abschied zu ertheilen.

Der Freund machte ihm noch einige Demonstrationen: daß es doch hart sey, wenn der Mensch seinen Dienst verlieren und ausser Brod kommen sollte, besonders da er beweibt sei; aber der Rechtsgelehrte erwiederte darauf:

Ich kenne die Pflichten der Menschheit sehr genau, und werde sie nie aus den Augen sezen; aber ich bin auch verbunden, sie an mir und den Meinigen zu üben, und hier beruht vielleicht manches von meinen Klienten mir anvertrautes Gut mit

auf meiner Vorsicht. Ich werde ihm einige Monate voraus zahlen, und er mag sich einen Herrn suchen, bei dem er der Versuchung weniger ausgesezt ist, als bei mir.

Dabei blieb es. Die Anstalten zur Abreise wurden gemacht. Der Reisegesellschafter des Rechtsgelehrten war ein Arzt, und sie blieben unterwegs ein paar Tage bei einem Freunde des Arztes, dem dieser viel Dienste erzeugt hatte, und der sie freundschaftlich und gerne aufnahm.

Sie reißten von da ab und kamen auf die nächste Station zum Mittagessen. Schon hatten sie einen Theil desselben verzehrt, als im vollen Rennen eine Postchaise angesprengt kam, aus welcher der Herr stieg, bei dem sie die vorige Tage geherbergt hatten.

Feitner war eben unten mit einigen andern Bedienten am Tische, und sie konnten die Thür übersehen. Einer der Mitessenden sagte hernach aus: daß Feitner bleich und blaß geworden, und daß ihm der Löffel aus der Hand gefallen sei, wie er den Fremden erblikt habe.

Der Fremde befahl seinem Kutscher den Menschen genau zu beobachten, und verfügte sich ins Zimmer, wo die Herren speißten, die mehr bestürzt als erfreut vom Tische aufsprangen.

Und was führt sie uns so schnell nach? fragte der Rechtsgelehrte?

Für mich eine Kleinigkeit, erwiederte der Fremde,

für sie aber eine grosse und wichtige Sache. Ihr Bedienter ist ein Dieb. Er hat mir einige Zwanziger gestohlen. Diese Summe macht mich weder arm, noch sezt sie mich in Verlegenheit; allein, da ich weiß, daß sie immer viel Kasse haben, daß sie auch auf Reisen viel Geld bei sich führen müssen, so hab ichs für meine Pflicht gehalten, ihnen dieß nicht zu verhehlen.

Man nöthigte den Fremden, sich mit zu Tische zu sezen, und wollte nach dem Essen die Sache vornehmen. Feitner aber hatte indessen schon von des Fremden Bedienten erfahren, wovon die Rede wäre. Er kam also von selbst herauf und sagte mit sehr dreister Stimme:

Er höre, daß man ihm Diebstahl schuld gebe, und da er sich ganz unschuldig wisse, so verlange er strenge Genugthuung wegen dieser Beleidigung.

Mein Freund, antwortete ihm der Fremde, er thut sehr übel, daß er sich auf diese Weise verantwortet. Sein Diebstahl ist ausgemacht. Ich kann ihm die Münzsorten nennen, und beweisen, daß er schon einige deren im Orte verwechselt hat. Mein Mädchen hat ihm auch einigemal in sichtbarer Angst beim Bureau stehen sehen, und er hat vorgewendet, er suche eine Kleiderbürste.

Diese Anklage war äusserst glaublich; aber Feitner läugnete immer fort, obgleich der Rechtsgelehrte, sein Herr ihm zuredete, lieber zu bekennen, weil er durch Läugnen sein Unrecht nur vermehrte,

und seine Strafe verschlimmere. Dagegen berief sich Feitner auf seines Herrn Zeugniß, daß er ihm immer ehrlich gedienet, und der Rechtsgelehrte, der menschenfreundlich genug dachte, den armen Schelm zu anderen Diensten nicht ganz unfähig zu machen, erwähnte hier noch nicht einmal des Diebstahls bei seiner Gattin, sondern sagte nur: er habe freilich bisher ihn für einen ehrlichen Kerl gehalten, aber das Zeugniß dieses Mannes, dem niemand eine falsche Beschuldigung zutrauen könnte, schlage die bisherigen Begriffe von seiner Ehrlichkeit ganz darnieder.

Alle bemüheten sich Feitner zum Geständniß zu bringen, und da er nicht damit heraus wollte, so suchte ihm sein Herr sogar die Gelegenheit zu geben, sich aus dem Staube zu machen. Er schikte ihn einigemal nach Wein und andern Bedürfnissen hinunter, allein immer kam er wieder, als ob er gar nichts zu befürchten hätte.

Indessen hatte der Kutscher, dem der Herr den Auftrag gegeben, sich dessen so gut entledigt, daß er ihm immer unvermerkt auf dem Fuße gefolgt war, und so hatte er auch bemerkt, daß er hinter eine Wagenschuppe gegangen, und etwas unter einen Ziegel gestekt. Wie Feitner den Posten verlassen, hatte dieser ihn eingenommen, und gefunden, daß das Verstekte nichts anders, als ein Päkchen Geld war, welches er den Herrschaften gleich hinauf brachte.

Durch dieses Korpus Delikti ward Feitner nun überführt. Es enthielt alle die Stüke, die der Fremde angegeben hatte; selbst die Zahl auf der Dütte, und was der Fremde bereits davon ausgegeben, traf überein.

Feitner ward nun von seinem Herrn insbesondere vorgenommen, und ihm gesagt, izt sähe er sich genöthiget, den Verdacht wegen der seiner Frau gestohlnen Banknote ebenfalls auf ihn zu machen, und verlange von ihm das Geständniß deswegen. Da Feitner dieses noch läugnete, und betheuerte, das habe er nicht gethan, versezte der Rechtsgelehrte: So müsse er ihn den Kriminalgerichten übergeben, weil hier nicht bloß des Geldes, sondern auch der von ihm beschuldigten Person wegen eine Untersuchung angestellt werden müßte.

Dieß wirkte, und Feitner gestand auch diesen Diebstahl.

Feitner wurde nun ins vordere Zimmer verwiesen, und die drei blieben beisammen. Der Rechtsgelehrte ließ sich Feder und Dinte geben, und dachte ein wenig nach. Die andern fragten ihn, was er mit dem Menschen anfangen wollte?

Sie werdens bald sehen, sagte er, und schrieb einen Brief.

Ehe er noch damit geendet hatte, sprangen die Wirthin und ihre Tochter zur Thüre herein, die eben im Begriffe gewesen waren, den Kaffee aufzutragen, und riefen: Helfen sie! Retten sie! Ihr

Bedienter ist eben beschäftigt sich den Hals abzuschneiden.

Alles erschrak, man rannte hinaus, man fand ihn schon an der Treppe lehnend, voll Blut, immer aber noch in den Hals hinein säbelnd. Ehe sie ihn abhalten konnten, lag er schon zu ihren Füssen.

Der Rechtsgelehrte schrie dem Arzte zu, er sollte helfen, dieser erklärte gleich, daß jede Hülfe vergebens sei. Es wurde nach dem Geistlichen geschikt, der auch noch erschien, und dem der Sterbende Reue über seine Handlung bezeigt haben soll. Der Priester absolvirte ihn, und versahe ihn zur Reise in die Ewigkeit, die er so eigenmächtig angetreten, und so schnell vollführt hatte.

Es war wirklich gut für den Rechtsgelehrten, aus mehr als einem Betrachte gut, daß er nicht allein mit dem Entleibten gewesen war. Wenn er auch bewiesen hätte, daß dieser sein eigner Mörder wäre, so blieb doch ausser der gewissen Inquisition, in die er verwikelt worden wäre, immer noch die Untersuchung eines andern Punkts übrig, von welchem ihn vielleicht niemand frei gesprochen hätte: nämlich, ob er den Menschen nicht zu hart angehalten, und dadurch diesen Entschluß bewirkt haben könne?

Aber es hätte auch eben so gut der Desperationsschnitt ihn treffen können, und es bleibt immer zweifelhaft, ob dieser Mensch ein englisches Messer,

welches er bei sich führte, und das ihn so geschikt von der Welt geschafft, nicht für andre im Nothfall schon bestimmt hatte.

Des Rechtsgelehrten Schreken war sehr groß, und wenn der Arzt nicht gleich verschiedene Präservativmittel angewandt, so wäre es möglich gewesen, daß er noch eine Krankheit davon getragen. Seine Absicht war gewesen, mit diesem Briefe ihn an den Ort seines Aufenthalts zurükzusenden; dort ihm noch etwas auszahlen zu lassen, und so ihn von sich zu entfernen.

Es war dem Fremden ebenfalls schreklich, daß es so gekommen sei, aber gründlich war doch niemand in seinem Gewissen verlezt. Jener hatte das Seinige dazu beigetragen, einen schädlichen Menschen zu entlarven, und das war seine Pflicht; und dieser wollte ihn dann von der Gerechtigkeit entziehen, weil er vielleicht sich noch bessern konnte.

Sie wollten sich trennen, und von beiden Seiten die Reise fortsezen, als die Wirthin bat: nur so lange zu verziehen, bis der Bote, den sie nach ihrem Manne geschikt, zurükkäme; weil sie weder wüßte, was sie mit dem Körper anfangen, noch was ihr Mann dazu sagen würde?

Die Reisenden fanden das billig und blieben. Desto unbilliger aber war der Wirth, nachdem er zurükgekommen. Mit Toben, Wettern und Fluchen kündigte er gleich sein Dasein an, und fuhr die Herrn über die Manier an, mit welcher

man sein Haus mit Selbstmördern in Kollision brächte.

Er sagte, er verbäte sich der Herren Abreise sehr, bis sie ihm sein ganzes Wirthshaus bezahlt hätten. Da die Forderung so übertrieben lächerlich war, so verhinderte nur der traurige Anblik des todten Körpers, und die eben mit ihm vorgefallene Geschichte den Ausbruch des Lachen.

Da der Wirth ohne aufzuhören fortredete, so kam er auch bald darauf: was mit dem todten Körper anzufangen, und wer ihn wegschaffen sollte?

Der Rechtsgelehrte erklärte hierauf, daß er für dieses das Geld zahlen wollte; aber der Wirth half an den anwesenden umstehenden Bauern sogleich auf die Sprünge, sich weigern zu können; indem er bedeutete: daß niemand die Hand an einen solchen Missethäter legen dürfte und würde, der noch einen Funken Ehre im Leibe hätte.

Eine laute Weigerung erfolgte nun gleich von allen Seiten, und als der Pastor vom Wirth aufgerufen wurde, seine Meinung zu sagen, so war auch er verblendet genug zu behaupten, es würde sich niemand dazu verstehen.

Der Rechtsgelehrte wandte sich nun zum Bedienten des Arztes und zum Kutscher des Fremden, und bot ihnen ein Geschenk von fünf Thalern, wenn sie den Körper auf den Kirchhof brächten; die ließen sich das nicht zweimal sagen, sondern brachten ihn gleich an Ort und Stelle.

Der Rechtsgelehrte demonstrirte izt dem Pfarrer sein Unrecht und seinen Mangel an Aufklärung, und die Bauern überzeugte er, daß, wenn der Mensch auch nicht die lezte geistliche Hülfe erlangt habe, sie doch schuldig gewesen wären, dem Körper des unglüklichen Mitmenschen, eine Ruhestätte zu gönnen.

Wir zweifeln keinen Augenblik, daß wenn auch die Bedienten sich geweigert hätten, es zu thun, die Herrn sich selbst entschlossen haben würden, es zu vollbringen.

Der Umstand war also gehoben, allein die Forderung des Wirths war freilich größer, und wurde izt von demselben aufs nachdrüklichste erneuert.

Wie man nun nach der Ursache der Forderung sich erkundigte, da hieß es, niemand würde mehr in dem Wirthshause einkehren wollen, weil es keiner Fragen unterworfen sei, daß der Geist dieses Menschen nicht in dem Hause umgehen würde.

Aber, fieng der Rechtsgelehrte an, ist es möglich, daß man hier noch an solche Thorheiten, glaubt! Sie, Herr Pfarrer, sollten doch wohl das Uebel ausrotten. Sie kennen es. Und sie Herr, sagt er zum Wirth, sie sollen sich schämen, daß sie noch an solchem Aberglauben hängen. Kurz von der Sache, ich könnte hier selbst Richter seyn, weil dieses Dorf unter die Gerichtsbarkeit der Güter gehört, die ich verwalte. Allein ich lasse ihnen die Freiheit, mich zu verklagen.

Er nannte ihnen den Ort seines Aufenthalts und seine Obrigkeit, und die Herren sahen, die Sache könnte etwas ernstlich werden; so gaben sie sich zur Ruhe, und ließen den Rechtsgelehrten mit seinen Freunden abreisen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Albrecht, Johann Friedrich Ernst, 1752-1814

Neue Biographien der Selbstmörder

Bd.: 4

Frankfurt u. Leipzig 1801

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Sm 11 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279800-1
VD18 15444333-001